Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Dritter Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XIX.

Wo die Drohung ebenso wenig glückt als die Verführung.

In einem Augenblicke des Stillschweigens, der nun eintrat, wechselte der Graf von Valgeneuse zum dritten Male die Batterie.

Er hatte es versucht, die beiden Mohicaner betrunken zu machen, sodann sie zu bestechen; die zwei Versuche waren gescheitert: er beschloß, ihnen Schrecken einzujagen.

„Ist es nicht mehr erlaubt, vom Gelde zu sprechen," sagte er, sich an Jean Taureau wendend, „so ist es doch wohl erlaubt, von etwas Anderem zu sprechen."

„Reden Sie," erwiederte laconisch Jean Taureau.

„Ich kenne den Mann, der Euch mit meiner Bewachung beauftragt hat."

„Dazu mache ich Ihnen mein Compliment," sagte Jean Taureau, „und ich wünsche Ihnen viele solche Bekanntschaften; doch offenherzig gestanden: ich glaube es kaum . . ."

„Wenn ich von hier weggehe," fuhr Herr von Valgeneuse fort, „denn früher oder später werde ich von hier weggehen, nicht wahr?"

„Das ist wahrscheinlich," antwortete der Zimmermann.

„Von hier weggehend, werde ich meine Anzeige machen, und eine Stunde nachher wird er verhaftet sein."

„Verhaftet, Herr Salvator, er verhaftet? Ah! gehen Sie doch!" rief Jean Taureau, „niemals."

„Ah! er heißt Salvator," sagte Lorédan; „ich kannte ihn nicht unter diesem Namen."

„Ah! unter diesem Namen oder unter einem andern, — das ist ein Mann, welchen verhaften zu lassen ich Ihnen verbiete, verstehen Sie, so sehr Sie auch Graf sind!"

„Sie verbieten es mir?"

„Ja, ich! Uebrigens wird er sich wohl selbst vertheidigen."

„Das wollen wir sehen . . . Ich lasse ihn verhaften, und Ihr könnt Euch wohl denken, bin ich einmal im Zuge, Gerechtigkeit zu üben, so werde ich Euch nicht vergessen."

„Sie werden uns nicht vergessen?"

„Ihr wißt, daß es sich ganz einfach um die Galeeren handelt."

„Galeeren, wie!" rief Toussaint-Louverture unter seiner Tättowirung erbleichend.

„Du siehst wohl, daß der Herr Graf, nachdem er uns die Ehre angethan, uns betrunken machen zu wollen, und die Beleidigung, uns bestechen zu wollen, nun uns die Gnade erweist, mit uns zu scherzen!" sagte Jean Taureau.

„Dann ist es ein schlechter Spaß," erwiederte der Kohlenbrenner.

„So wahr ich Lorédan von Valgeneuse heiße," sprach mit der größten Kaltblütigkeit der Gefangene, „ich gebe Euch mein Wort, zwei Stunden, nachdem ich frei bin, seid Ihr alle Drei verhaftet."

„Hörst Du, Jean Taureau?" sagte leise Toussaint; „er sieht aus, als ob er keinen Spaß triebe."

„Ich wiederhole, alle Drei: Sie, Herr Toussaint-Louverture der Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Taureau der Zimmermann, und endlich Euer Chef Herr Salvator."

„Sie werden das thun?" fragte Barthélemy, die Arme kreuzend und den Gefangenen fest anschauend.

„Ja," erwiederte energisch der Graf, welcher fühlte, der Augenblick sei entscheidend, und, vielleicht verloren, wenn er Muth zeige, sei er dies noch viel sicherer, wenn er schwach werde.

„Geben Sie Ihr Wort darauf?"

„Bei meinem adeligen Ehrenworte!"

„Er wird thun, wie er es sagt, Freund Jean!" rief Toussaint.

Barthélemy Lelong schüttelte den Kopf.

„Ich sage Dir, er wird es nicht thun, Freund Toussaint."

„Und warum nicht, Jean?"

„Ah! weil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen werden."

„Nun war die Reihe am Grafen, zu schauern, als er den Tonausdruck des Zimmermanns hörte, und die Physiognomie dieses Mannes sah, der in seinem ganzen Körper keine Muskel hatte, welche nicht durch die Entschlossenheit gespannt war.

„Was willst Du damit sagen?" fragte Toussaint.

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf diesem Tische lag . . ."

„Nun?"

„Was wäre geschehen, wäre er, statt ohnmächtig zu sein, todt gewesen?"

„Ei! es wäre geschehen," antwortete Toussaint mit seiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt gewesen wäre; statt ohnmächtig zu sein."

„Hätte er uns in diesem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?"

„Gut! diese Dummheit . . . wäre er todt gewesen, so hätte er Niemand angezeigt."

„Nun wohl," sprach Jean mit düsterem Tone, „nimm an, der Herr sei todt."

„Ja," entgegnete Valgeneuse, „doch ich bin es nicht."

„Sind Sie dessen ganz sicher?" fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgeneuse zweifeln machte, ob er todt sei oder lebendig.

„Mein Herr . . ." sagte der Graf.

„Und ich," fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie sind dem Sterben so nahe, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu streiten."

„Ah!" rief Lorédan, „Sie sind entschlossen, mich zu tödten, wie es scheint."

„Und sollte es Ihnen angenehm sein," erwiederte Jean Taureau, „so will ich Ihnen sagen, auf welche Art."

„Dann risquiren Sie nicht mehr die Galeeren, sondern das Schaffot," sprach Lorédan.

„Das Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?" stammelte Toussaint.

„Ah bah! entgegnete Jean, „die Tröpfe besteigen das Schaffot, — Leute, welche ihre Vorsichtsmaßregeln nicht zu nehmen wissen. Doch seien Sie unbesorgt, Herr Graf, wir werden die unseren nehmen; Sie sollen selbst darüber urtheilen."

Der Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich festem Gesichte.

„Vernehmen Sie, wie sich die Sache zutragen wird," fuhr der Zimmermann fort, ohne daß sein Tonausdruck das geringste Zögern bezeichnete: „ich will Ihnen den Knebel wieder anlegen, ich will Sie wieder binden, wie Sie waren ... Hacke das Wurfgarn ab, das an der Wand hängt, Toussaint..."

Toussaint hackte das Wurfgarn ab.

„Ich trage Sie bis nach dem Flusse," fuhr Jean Taureau fort. „Dort angelangt, mache ich ein Boot los; wir lassen es ein paar Meilen im Stromstriche gehen; sodann, an einer guten Stelle, wo es fünfzehn Fuß Tiefe haben wird, binden wir Sie auf, wir nehmen Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie in das Garn und werfen Sie ins Wasser. Seien Sie ruhig, Sie kommen auf den Grund, denn ich werde die Maschen des Wurfgarns an die Knöpfe Ihres Ueberrocks anbinden! Wir warten, bis das beendigt ist, wir fahren wieder stromaufwärts, bringen das Boot wieder an seinen Platz, und kehren hieher zurück, um unsere zwei Flaschen vollends zu leeren. Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach Paris kommen, ohne daß uns Jemand sieht, und wir warten."

„Worauf warten Sie?“ fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

„Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

„„Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

„„Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

„„Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.““

„Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture, die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen, bezüchtigen, Sie haben den Herrn Grafen Lorédan von Valgeneuse ermordet?“

„Ah! Sacredi!“ rief Toussaint, „wie viel Geist hast Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von Dir geglaubt!“

„Du bist also bereit?“ fragte Jean Taureau.

„Bei Gott!“ antwortete der Kohlenbrenner.

„Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch Ihre

Erlaubniß, um die Posse zu spielen," bemerkte Jean Taureau; „doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie nicht geben, uns derselben überheben werden."

„Ins Wasser! ins Wasser!" rief Toussaint.

Barthélemy streckte seine breite Hand in der Richtung des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte rückwärts, stieß, nachdem er die zwei Schritte gemacht hatte, an die Wand und war genöthigt, stehen zu bleiben.

„Ah! Sie werden nicht weiter gehen," sagte Barthélemy: „die Wand ist solid, ich habe sie untersucht."

Und er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Diese Hand brachte auf den Grafen die Wirkung hervor, welche auf den armen Sünder die des Henkers macht.

„Meine Herren," sprach Lorédan, der einen letzten Versuch wagen wollte, „Sie werden nicht kalt ein solches Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die Todten aus der Tiefe des Grabes aufstehen, um die Mörder anzuklagen."

„Ja, doch nicht aus den Tiefen des Flusses, besonders wenn sie in einem Garne festgehalten sind ... Ist das Garn bereit, Toussaint?"

„Ja," antwortete dieser, „es fehlt nur noch der Fisch."

Jean Taureau streckte die Hand aus und nahm die Stricke, die er aufs Bett geworfen hatte.

In einem Nu waren die Faustgelenke von Lorédan vereinigt und hinter seinen Rücken gebunden.

Es ließ sich an der Stärke und der Präcision der Bewegungen von Jean Taureau wohl sehen, daß

dies ein von ihm gefaßter und zwar wohlgefaßter Entschluß war.

„Meine Herren," sprach Lorédan, „diesmal handelt es sich nicht mehr darum, mich fliehen zu lassen; es handelt sich nur darum, mich nicht zu ermorden."

„Stille!" sagte Jean Taureau.

„Ich verspreche Ihnen hunderttausend Franken, wenn . . ."

Der Graf vollendete nicht; das Taschentuch, das ihm schon einmal als Knebel gedient hatte, verschloß ihm zum zweiten Male den Mund.

„Hunderttausend Franken," stammelte Toussaint, „hunderttausend Franken . . ."

„Und woher sollte er sie denn nehmen, seine hunderttausend Franken?" versetzte Jean Taureau.

Der Gefangene konnte nicht mehr sprechen, doch er machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches andeutete, man brauche nur in seiner Rocktasche zu suchen.

Jean Taureau streckte seine dicke Hand aus, schob zwei Finger in die Rocktasche von Herrn von Valgeneuse und zog ein Portefeuille mit prallen Flanken heraus.

Er lehnte Herrn von Valgeneuse an die Wand an, ungefähr wie man eine Mumie in einem Naturaliencabinet anlehnt, kehrte zur Lampe zurück und öffnete das Portefeuille.

Toussaint schaute seinem Gefährten über die Schulter.

Jean Taureau zählte zwanzig Banquebillets.

Das Herz von Toussaint schlug, um seine Brust zu zersprengen.

„Sind das ächte Banquebillets?“ fragte der Zimmermann. „Lies Du, der Du lesen kannst.“

„Ich glaube wohl, daß es ächte Banquebillets sind, und zwar tüchtige Banquebillets,“ antwortete Toussaint. „Ich habe nie solche an der Thüre der Wechsler gesehen. Sie sind von fünftausend jedes.“

„Zwanzigmal fünf oder fünfmal zwanzig macht!... Ah! es läßt sich nichts dagegen sagen, die Rechnung ist richtig.“

„Wir lassen ihn also leben,“ sagte Toussaint, „und stecken die hunderttausend Franken ein?“

„Nein, ganz im Gegentheile,“ erwiederte Jean Taureau, „wir geben ihm die hunderttausend Franken zurück, und ertränken ihn.“

„Ah! wir ertränken ihn?“ sagte Toussaint.

„Ja,“ antwortete Jean.

„Und Du bist sicher, daß uns kein Unglück widerfahren wird?“ fragte leise der Kohlenbrenner.

„Das ist unser Schutz,“ sprach Jean Barthélemy, indem er das Portefeuille wieder in die Tasche des Grafen steckte und den Rock darüber zuknöpfte; „wer würde zwei arme Teufel wie uns beargwohnen, wir haben einen Menschen ertränkt, und ihm hunderttausend Franken in seiner Tasche gelassen?“

„Ah,“ sagte Toussaint mit einem Seufzer, „ich sehe wohl Eines.“

„Was?“

„Arm sind wir gekommen, mein Freund, arm werden wir sterben.“

„Amen!“ sprach Jean Taureau, während er den Grafen auf seine Schulter lud. „Oeffne die Thüre, Toussaint.“

Toussaint öffnete die Thüre; doch er stieß einen Schrei aus und wich zwei Schritte zurück.

Ein Mann stand auf der Thürschwelle.

Dieser Mann trat ein.

„Ah!“ murmelte Jean Taureau, „es ist Herr Salvator. Er kommt zur unrechten Zeit.“

XX.

Wo man etwas heller im Leben von Salvator zu sehen anfängt.

Salvator warf einen ruhigen Blick auf diese zwei oder vielmehr auf diese drei Menschen.

„Nun,“ fragte er, „was geht denn hier vor?“

„Nichts,“ erwiederte Jean Taureau; „ich will nur mit Ihrer Erlaubniß diesen Herrn ertränken.“

„Ja, wir wollen ihn ertränken,“ sagte Toussaint.

„Und warum diese Extremität,“ fragte Salvator träumerisch.

„Weil er es zuerst versucht hat, uns betrunken zu machen . . .“

„Ah!“

„Sodann, uns zu bestechen.“

„Hernach?“

„Endlich uns einzuschüchtern.“

„Jean Taureau einzuschüchtern. Toussaint Louverture, dagegen will ich nichts sagen; doch Jean Taureau . . .“

„Sehen Sie!“ sprach der Zimmermann. „Lassen Sie uns passiren, und in einer halben Stunde wird die Sache abgemacht sein.“

„Und was hat er denn gesagt, mein Braver, um Dich einzuschüchtern?"

„Er werde Sie anzeigen, er werde Sie verhaften lassen, er werde Sie aufs Schaffot führen. Da antwortete ich ihm: „„Gut! mittlerweile will ich Sie in die Seine führen!..."" Treten Sie auf die Seite, Herr Salvator, wenn's beliebt."

„Binde diesen Menschen los, Jean."

„Wie, ich soll ihn losbinden?"

„Ja."

„Sie haben also nicht gehört, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Doch."

„Ich habe Ihnen gesagt, er wollte Sie anzeigen, Sie verhaften, guillotiniren lassen."

„Und ich, ich habe Dir erwiedert: Binde diesen Menschen los und laß mich mit ihm allein!"

„Herr Salvator!" murmelte Jean mit flehender Miene.

„Sei ruhig, mein Freund," sagte der junge Mann. „Der Herr Graf Lorédan von Valgeneuse vermag nichts gegen mich, während ich im Gegentheile . . ."

„Sie, im Gegentheile?"

„Alles gegen ihn vermag. Ich wiederhole also zum letzten Male, binde diesen Menschen los und laß uns Beide allein mit einander reden."

„Nun," erwiederte Toussaint, „da Sie es durchaus wollen . . ."

Und sein Blick befragte noch einmal Salvator.

„Durchaus," wiederholte der junge Mann.

„Dann gehorche ich," sprach Jean Taureau besiegt.

Und nachdem er dem Grafen die Hände losgebunden und ihm den Knebel abgenommen hatte, machte er Salvator oder vielmehr Herrn von Valgeneuse darauf aufmerksam, er werde vor der Thüre bleiben, um auf den ersten Ruf herbeizueilen, und ging dann mit seinem Freunde Toussaint hinaus.

Salvator folgte ihm und Toussaint mit den Augen, und sobald die Thüre wieder geschlossen war, sprach er zum Grafen von Valgeneuse:

„Wollen Sie sich setzen, mein Vetter; denn ich befürchte sehr, wir haben einander zu viel zu sagen, um stehen bleiben zu können."

Lorédan warf einen raschen Blick auf Salvator.

„Ah!" sagte dieser, indem er mit der Hand seine schönen schwarzen, so zarten, so seidenen Haare aufhob und seine Stirne entblößte, welche so ruhig und rein, als fände er sich seinem besten Freunde gegenüber, „schauen Sie mich recht an, Lorédan; ich bin es selbst."

„Woher des Teufels kommen Sie denn, Herr Conrad?" rief der Graf, der sich behaglicher vor einem Mann von demselben Range fühlte, als es ihm den zwei Proletariern gegenüber war, mit denen er so unvortheilhaft gekämpft hatte. „Bei meiner Ehre, man hielt Sie für todt!"

„Nun wohl, Sie sehen, ich war es nicht. Ei! mein Gott, die Geschichte ist voll von Ereignissen dieser Art, von Orestes, der durch Pylades seinen Tod Aegisthos und Klytemnestra melden läßt, bis auf den Herzog von Normandie, der von Sr. Majestät Karl X. den Thron seines Vaters Ludwigs XVI. reclamirt."

„Ja, doch weder Orestes, noch der Herzog von Normandie hatten ihre Beerdigung diejenigen bezahlen lassen, an denen sie Rache nehmen, oder von denen sie ein Erbe reclamiren wollten," erwiederte Herr von Valgeneuse, das Gespräch in demselben Tone fortführend.

„Ah! mein Gott, mein lieber Vetter, wollen Sie mir etwa die fünfhundert Franken vorwerfen, die Sie meine Beerdigung gekostet hat? Bedenken Sie doch, daß nie Geld besser angelegt war: das bringt Ihnen seit sechs Jahren, ein Jahr ins andere, ein Einkommen von zweimalhunderttausend Franken! Seien Sie unbesorgt, ich werde es Ihnen zurückgeben, wenn wir unsere Rechnungen ordnen."

„Unsere Rechnungen?" rief verächtlich Lorédan; „wir haben also Rechnungen zu ordnen?"

„Bei Gott!"

„Sind es nicht die der Erbschaft des seligen Marquis von Valgeneuse, meines Oheims?"

„Mein lieber Herr Lorédan, Sie könnten wohl beifügen: und Ihres Vaters."

„In der That, unter uns, das ist ohne Folge!... Ich füge also bei, wenn Ihnen das angenehm ist: und Ihres Vaters."

„Ja, es ist mir äußerst angenehm," sprach Salvator.

„Wäre es nun, Herr Conrad . . . oder Herr Salvator, wie Sie wollen, denn Sie haben mehrere Namen, wäre es allzu unbescheiden, Sie zu fragen, wie es zugeht, daß sie kommen, während Sie alle Welt für todt hält?"

„Oh! mein Gott, nein! ich wollte mich sogar an=

bieten, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, sollte Sie dieselbe ein wenig interessiren."

„Sie interessirt mich, und zwar ungemein ... Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie."

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung und begann:

„Sie erinnern sich, mein lieber Vetter, auf welch unerwartete und unglückliche Art der Herr Marquis von Valgeneuse, Ihr Oheim und mein Vater, starb?"

„Vollkommen."

„Sie erinnern sich, daß er mich nie hatte anerkennen wollen, nicht als hätte er mich seines Namens unwürdig erachtet, sondern im Gegentheile, weil er, mich anerkennend, mir nur ein Fünftel von seinem Vermögen hinterlassen konnte."

„Sie müssen mehr als ich auf dem Laufenden in den Bestimmungen des Codex in Betreff der Bastarde sein ... Da ich ein legitimer Sohn bin, so hatte ich nie Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen."

„Ei! mein Gott, lieber Vetter, ich beschäftigte mich nicht damit, sondern mein armer Vater ... Er beschäftigte sich so sehr damit, daß er am Tage seines Todes seinen Notar, den redlichen Herrn Baratteau, kommen ließ ..."

„Ja, und man hat nie recht erfahren, warum er ihn hatte kommen lassen. Sie nehmen an, es sei geschehen, um ihm ein Testament zu Ihren Gunsten zu übergeben?"

„Ich nehme nicht an, ich bin dessen sicher."

„Sie sind dessen sicher?"

„Ja."

„Und wie dies?"

„Am Tage vorher, als hätte er das Unglück, das ihn bedrohte, vermuthet, theilte mir mein Vater, obschon ich mich sträubte, ihn anzuhören, mit, was er thun wollte, oder vielmehr, was er gethan hatte."

„Ich kenne diese Testamentsgeschichte."

„Sie kennen sie?"

„Ja, wenigstens so, wie Sie dieselbe erzählt haben. Der Marquis hatte ein eigenhändig geschriebenes Testament gemacht, das er Herrn Barateau übergeben sollte; doch ehe er es ihm übergeben hatte, oder nachdem er es ihm übergeben, — dieser Punkt, so wichtig er ist, wurde nie aufgeklärt, — fiel der Graf vom Schlage gerührt. Ist es so?"

„Ja, mein Vetter, abgesehen indessen von einem Detail."

„Ein Detail! und welches?"

„Daß zur größeren Vorsicht der Marquis nicht ein Testament, sondern zwei gemacht hatte."

„Ah! ah! zwei Testamente?"

„Duplicate, ja mein Vetter; beide ganz gleich."

„Ja, in denen er Ihnen seinen Namen und sein Vermögen vermachte?"

„Ganz richtig!"

„Welch ein Unglück, daß sich von diesen beiden Testamenten nicht eines wiedergefunden hat!"

„Ja, das ist ein Mißgeschick."

„Der Marquis vergaß also, Ihnen zu sagen, wo sie waren?"

„Das eine war bestimmt, dem Notar übergeben zu werden, das andere sollte mir übergeben werden."

„Und mittlerweile . . .?"

„Und mittlerweile hatte sie der Marquis in die

Geheimschublade eines kleinen Schrankes in seinem Schlafzimmer eingeschlossen."

„Aber," sagte Lorédan, Salvator fest anschauend, „ich glaubte, Sie wüßten nicht, wo dies kostbare Testament sei."

„Ich wußte es damals nicht."

„Und heute . . .?"

„Heute," anwortete Salvator, „heute weiß ich es."

„Ah!" rief Lorédan, „erzählen Sie mir das: die Sache wird interessant!"

„Verzeihen Sie, soll ich Ihnen nicht zuerst erzählen, wie ich lebe, während mich Jeder, etwas mehr, etwas weniger, für gestorben hält? Bringen wir Ordnung in die Erzählung: es wird nur um so klarer und interessanter sein."

„Thun Sie das, mein lieber Vetter, viel Ordnung . . . Ich höre Sie."

Und um die Erzählung von Salvator zu hören, setzte sich der Graf von Valgeneuse auf die eleganteſt sorglose Art, die ihm möglich war.

Salvator begann:

„Mein lieber Vetter, wir gehen also über die Geschichte der Testamente weg, die Ihnen nicht klar scheint, mit dem Vorbehalte, später dazu zurückzukommen, und auf sie das Ihnen momentan fehlende Licht zu werfen, und nehmen, wenn Sie wollen, meine Geschichte in dem Augenblicke auf, wo Ihre ehrenwerthe Familie, — die bis dahin die Güte gehabt hatte, mich als einen Verwandten zu betrachten, die sogar einmal eine Heirath zwischen mir und Fräulein Susanne geträumt hatte, — da sie mich nur noch

als einen Fremden ansah, mir bedeutete, ich habe das Hotel der Rue du Bac zu verlassen."

Lorédan nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, er gebe zu, daß die Erzählung von hier ausgehe.

„Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, mein lieber Vetter, daß ich keine Schwierigkeit machte, der Aufforderung zu gehorchen," fuhr Salvator fort.

„Das ist wahr," antwortete Lorédan; „würden Sie eben so gehandelt haben, hätte sich das berühmte Testament wiedergefunden?"

„Vielleicht nein, ich gestehe es: der Mensch ist schwach, und soll er von großem Vermögen zum Elend übergehen, so zögert er, wie jene Bergleute, welche in den Schlund hinabsteigen... und dennoch ist zuweilen in der Tiefe des Schlundes das Jungfernmineral, das pure Gold."

„Mein lieber Vetter, mit diesen Grundsätzen ist man nie arm."

„Unglücklicher Weise hatte ich sie damals noch nicht; ich hatte nur den Stolz! Allerdings brachte bei mir der Stolz die Wirkung hervor, welche die Resignation bei einem Andern hervorgebracht hätte. Ich ließ meine Pferde in Ihrem Stalle, meine Equipagen unter Ihrer Remise, meine Kleider in der Garderobe, mein Geld im Sekretär und ging mit den Kleidern weg, die ich auf dem Leibe hatte, und mit hundert Louisd'or, die ich am Tage vorher in Ecarté gewonnen. Das war, nach meinen Vorhersehungen, gerade um ein Jahr das Leben eines subalternen Angestellten zu führen . . . Ich hatte angenehme Talente; — ich glaubte wenigstens solche zu haben:

ich skizzirte Landschaften, ich machte Porträts, ich sprach drei Sprachen; ich würde Unterricht im Zeichnen, im Italienischen, im Englischen, im Deutschen geben. Ich nahm ein möblirtes Cabinet in einem fünften Stocke, in der Tiefe des Faubourg Poissonnière, das heißt in einem Quartiere, in das ich nie einen Fuß gesetzt hatte, wo ich folglich völlig unbekannt war. Ich brach mit meinen alten Bekanntschaften, und ich versuchte es, mein neues Leben zu leben, und bedauerte nur die Trennung von Einem in dem reichen Hotel, das ich verließ . . ."

„Und das Eine?"

„Ja, errathen Sie, was das war."

„Sprechen Sie!"

„Nun der arme kleine Secretär von Rosenholz, jener Familientrödel, den der Marquis von seiner Mutter hatte, und den seine Mutter vielleicht von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! guter Gott!" sagte Lorédan, „Sie brauchten ihn nur zu verlangen: man hätte Ihnen denselben mit Vergnügen zum Geschenke gemacht."

„Ich glaube es, einmal, weil Sie mir es sagen, mein lieber Vetter, sodann, weil mir zu Ohren gekommen ist, Sie haben ihn mit den übrigen Mobilien verkaufen lassen."

„Soll man all diesen alten Plunder behalten?"

„Nein! Sie haben wohl daran gethan, und ich werde Ihnen sogleich den Beweis hievon geben. Ich ging also, nur dies allein bedauernd, und fing das neue Leben an, wie Dante sagt. Ach! mein lieber Vetter, seien Sie nie ruinirt. Es ist etwas Garstiges,

arm zu sein, und sich in den Kopf zu setzen, ein ehrlicher Mann zu bleiben!"

Herr von Valgeneuse lächelte verächtlich.

„Nicht wahr, mein lieber Vetter, vertraut mit den Weltverhältnissen, wie Sie sind, sehen Sie nun hieraus, wie die Dinge gingen?" sagte Salvator. „Mein Malertalent war, reizend für einen Liebhaber, mittelmäßig für einen Künstler; meinem Wissen in den Sprachen, hinreichend für einen reichen Touristen, welcher reist, fehlte es an der Tiefe für einen Lehrer, der demonstriren will... Nach Verlauf von neun Monaten waren meine hundert Louisd'or verzehrt; ich hatte nicht einen einzigen Schüler; die Kunsthändler wiesen meine Bilder zurück . . . Kurz, da ich weder ein Gauner, noch ein unterhaltener Mann werden wollte, so blieb mir nur die Wahl zwischen dem Flusse, dem Stricke und der Pistole."

„Sie wählten entschlossen die Pistole?"

„Oh! dergleichen Entschlüsse faßt man nicht so, lieber Vetter! und sind Sie einmal soweit, so werden Sie sehen, daß das eine schwierige Geschichte ist!... Ich zögerte im Gegentheile lange . . . An den Fluß durfte ich nicht denken: ich konnte schwimmen, und ein Stein am Halse gab mir mit den unglücklichen Hunden eine Aehnlichkeit, die mir widerstrebte. Der Strick entstellt; auch ist man noch nicht ganz entschieden über die Empfindungen, welche diese Todesart begleiten... Die Pistole entstellt gleichfalls, doch auf eine unselige, nicht auf eine lächerliche Art. Ich wußte genug von der Medizin, oder vielmehr von der Chirurgie, um den Lauf an die gute Stelle zu setzen; ich war sicher, mich nicht zu fehlen . . .

„Ich gab mir acht Tage, um neue Versuche zu machen, und gelobte mir, wenn sie scheitern, nach Ablauf dieser acht Tage mit meinem Leben zu enden. — Sie scheiterten! Der achte Tag brach an. Ich hatte die Dinge gewissenhaft gethan, und meine letzte Hilfsquelle verbraucht. Es blieb mir ein Doppel-Louisd'or; das war nicht einmal genug, um eine Pistole zu kaufen, die nicht in meinen Händen zersprang; sodann widerstrebte es mir, mich mit einer Brackwaffe zu erschießen . . .

„Zum Glück hatte ich Credit; ich ging zu Lepage; das war mein Lieferant; er hatte mich fast seit einem Jahre nicht gesehen, hielt mich immer noch für einen Mann von zweimalhunderttausend Livres Rente, und stellte sein ganzes Magazin zu meiner Verfügung. Ich wählte eine vortreffliche Doppelpistole mit kurzen, gezogenen Läufen; es war dabei meine Absicht, in mein Testament zu setzen, die Pistole gehöre Lepage, und ich wünsche, daß man sie ihm zurückgebe. Während ich beim Waffenschmied war, lud ich meine Pistole . . . zwei Kugeln in jeden Lauf, das war mehr als genügend! Im Augenblicke dieser Operation, auf welche ich eine ängstliche Sorgfalt verwandte, schien es mir, als zöge ein Zweifel über das Gesicht des Handwerksmannes; doch ich war, oder schien vielmehr so heiter, daß, wenn er einen Verdacht hatte, dieser Verdacht auf der Stelle wieder verschwand.

„Als die Pistole geladen war, bemerkte ich, daß ich Hunger hatte. Ich ging die Rue Richelieu hinauf, erreichte das Boulevard, trat in das Café Riche ein und frühstückte. Ich war mit vierzig Franken einge-

treten, ich kam mit dreißig heraus. Ein Frühstück für zehn Franken im Café Riche ist ein Luxus, den sich ein Mann wohl erlauben darf, welcher zweimal hunderttausend Franken Rente gehabt hat, und im Begriffe steht, sich zu erschießen, weil er nur noch vierzig Franken hat . . . Es war zwei Uhr, als ich aus dem Kaffeehause wegging. Ich hatte die Idee, dem aristokratischen Paris ein letztes Lebewohl zu sagen; ich ging das Boulevard wieder bis zur Madelaine hinauf, ich nahm meinen Weg durch die Rue Royal und setzte mich auf den Champs-Elysées . . . Hier ließ ich vor mir passiren, was ich an Frauen in der Mode, an eleganten Männern gekannt hatte . . . ich sah Sie, Sie, meinen Vetter: sie ritten meinen Araber Dschenid. Niemand erkannte mich: ich war fast seit einem Jahre abwesend: die Abwesenheit ist ein halber Tod, und gesellt sich der Ruin dazu, dann kann die Abwesenheit für einen ganzen Tod gelten.

„Um vier Uhr stand ich auf, und, maschinenmäßig, die Hand am Kolben meiner Pistole, die ich drückte, wie man die Hand einem letzten Freunde drückt, kehrte ich in die Stadt zurück . . . Der Zufall, — verzeih, mein Gott, daß ich mich dieses Wortes bediene! — die Vorsehung wollte, daß ich durch die Rue Saint-Honoré zurückging. Ich sage, die Vorsehung wollte, und ich behaupte, was ich gesagt habe; ich gelangte wieder zum Faubourg Poissonnière: ich konnte die Rue de Rivoli oder den Boulevard wählen, statt den Weg durch die Rue Saint-Honoré, welche kothig und schmutzig ist, einzuschlagen. Ich wählte die Rue Saint-Honoré!

„Wo war mein Geist? Das wäre schwer zu sa-

gen. War er auf den dunklen Gefilden der Vergangenheit, in den leuchtenden Ebenen der Zukunft? schwebte er schon mit den Flügeln der Seele über unsere Welt? ward er durch das Gewicht des Körpers in die Tiefen des Grabes hinabgerissen? Ich weiß es nicht. Ich träumte; ich sah nichts, ich fühlte nichts, als den Kolben dieser Pistole, den ich bald sanft streichelte, bald mit aller Gewalt zusammenpreßte . . .

„Plötzlich stieß ich an ein Hinderniß. Die Menge drängte sich in die Rue Saint-Honoré. Ein junger Geistlicher, ein Schützling des Abbé Olivier, hielt eine Predigt in Saint-Roch. Es erfaßte mich die Lust, in die Kirche einzutreten, und in dem Augenblicke, wo ich mich Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, das heilige Wort wie ein Manna für diese große Reise zu sammeln . . . Ich ließ alle Welt sich auf den Stufen des Portals zusammendrängen, trat durch die Rue Saint-Roch ein und gelangte leicht bis zum Fuße der Kanzel. Hier erst machte sich meine Hand vom Kolben der tödtlichen Waffe los: es geschah dies, um Weihwasser zu nehmen und das Zeichen des Kreuzes zu machen."

XXI.

Wie Herr Conrad von Valgeneuse erkannte, sein wahrer Beruf sei, Commissionär zu sein.

Salvator unterbrach sich.

„Verzeihen Sie!" sagte er zu seinem Vetter,

„Sie werden mich vielleicht ein wenig weitschweifig finden; doch ich dachte, mein Leben sei ein so wichtiges Ereigniß in Ihrer Existenz, daß Sie jede Einzelheit dieses äußersten Augenblicks interessiren müsse."

„Und Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte Lorédan, ernst geworden. „Fahren Sie fort; ich höre Sie."

„Die Stimme des Predigers gelangte zu mir, ehe ich seine Person sah; diese Stimme vibrirte, bald sanft, — immer eindringend. Einige Minuten hörte ich nichts Anderes, als Töne, ein musikalisches Geräusch, ein süße, harmonische Melodie; ich war schon soweit in der zukünftigen Welt, daß die Stimme dieser Welt, die ich als die Vergangenheit betrachtete, einige Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Bei den ersten Worten, die ich hörte, und von denen ich mir Rechenschaft gab, erkannte ich, der Priester predigte, nicht gegen den Selbstmord, sondern über den Selbstmord, — der Text war von sehr hoch genommen aus dem socialen Gesichtspunkte, — über die Pflichten des Menschen gegen seines Gleichen, über die Leere, — ich finde kein Wort und werde eins machen, über die unausfüllbare Leere, die in seinem Thätigkeitskreise der Mensch zurückläßt, der vor dem von der Vorsehung bezeichneten Augenblicke stirbt. Er führte den Vers von Shakespeare an, wo Hamlet gegen den Selbstmord reagirt, der ihn bedrängt, zum Grabe hintreibt:

„Es fällt kein Sperling ohne Gottes Befehl."

„Er griff an und stürzte nieder, eins nach dem andern, wie es ein geduldiger Sturmbock mit einer

ersten, dann mit einer zweiten, dann mit einer dritten Mauer thut, — er griff an und stürzte nieder alle Motive, die den Menschen zum Selbstmorde hinziehen: den getäuschten Ehrgeiz, die verrathene Liebe, das verlorene Vermögen. Er erinnerte an die Glaubensjahrhunderte, vom 14. bis zum 18.; er suchte darin vergebens den Selbstmord, er fand ihn nicht. Der Selbstmord fing seiner Ansicht nach da an, wo die Kasten aufgehört hatten. Der getäuschte, der betrogene Mensch, der zu Grunde gerichtete Mensch, kurz der durch einen großen Schmerz gebrochene Mensch, dieser Mensch wurde Mönch; das war ein Mittel, sich zu erschießen, ein moralischer Selbstmord, wenn nicht ein physischer: er begrub sich in diesem großen gemeinschaftlichen Grabe, was man ein Kloster nannte; er betete und zuweilen ward er getröstet. Heut zu Tage bestand von Allem dem nichts mehr, da die Klöster aufgehoben, geschlossen, die Convente selten waren, und das Gebet zum Himmel aufgestiegen. — Es blieb die Arbeit: arbeiten, das war beten! Es lag eine ganze Offenbarung in diesen Worten; ich schlug die Augen zu demjenigen auf, welcher sie aussprach.

„Es war ein schöner Mönch von kaum fünfundzwanzig Jahren; ein Dominikaner, bleich, mager, mit großen schwarzen Augen, herrlichen Augen! — Er verband die zwei Mittel, die er bezeichnet hatte: das Gebet und die Arbeit; man fühlte, dieser Mann bete unablässig, arbeite immer.

„Ich schaute umher und fragte mich, welche Arbeit ich verrichten könne. Rousseau läßt seinen Emile das Schreinerhandwerk lehren; mich hatte man un-

glücklicher Weise kein Handwerk gelehrt. — Ich sah einen Mann von ungefähr dreißig Jahren: er war bekleidet mit einer schwarzen Sammetjacke und hielt seine Mütze in der Hand; er hatte an seinem Kleide ein messingenes Plättchen. Ich erkannte einen Commissionär. Dieser Commissionär lehnte sich an einen Pfeiler an und hörte aufmerksam dem Prediger zu; ich ging zu ihm und lehnte mich an denselben Pfeiler. Ich war entschlossen, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, denn ich hatte Fragen an ihn zu machen. — Ich hörte die Predigt bis zu Ende; doch ehe sie beendigt, war ich schon entschieden, zu leben. Der Prediger stieg von der Kanzel herab und ging an mir vorüber.

„„Wie heißen Sie, mein Vater?““ fragte ich.

„„Vor den Menschen oder vor Gott?““

„„Vor Gott.“

„„Bruder Dominique.““

„Und er ging weiter . . . Die Menge verlief sich. Ich folgte dem Commissionär; an der Ecke der Rue Saint-Roch hielt ich ihn an.

„„Verzeihen Sie, mein Freund,““ sagte ich zu ihm.

Er wandte sich um.

„„Der Herr bedarf meiner?““

„„Ja, ich bedarf Ihrer,““ antwortete ich lächelnd.

„„Muß ich den Haken nehmen, oder ist es ein einfacher Gang?““

„„Es ist eine Auskunft.““

„„Ah! ich verstehe: der Herr ist fremd.““

„„Dem Leben, ja.““

„Er schaute mich mit Erstaunen an.

„„Ihr Gewerbe ist ein gutes Gewerbe?““ fragte ich ihn.

„„Ei! je nachdem Sie es verstehen!““

„„Ich frage Sie, ob Sie es lieben.““

„„Da ich es übe!““

„„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies nicht immer ein Grund ist.““

„„Was wünschen Sie denn zu wissen?““

„„Findet man dabei seinen Lebensunterhalt?““

„„Man verdient dabei Tausende und Hunderte; im Ganzen nährt es aber seinen Mann.““

„„Thun Sie mir den Gefallen, mich zu unterrichten.““

„„Befragen Sie mich und ich werde antworten.““

„„Gut oder schlecht, in mittlerer Summe, wie viel trägt der Tag ein?““

„„Man darf in den guten Quartieren auf fünf bis sechs Franken rechnen.““

„„Zweitausend Franken also.““

„„Ungefähr.““

„„Wie viel geben Sie davon aus?““

„„Etwa die Hälfte.““

„„Somit ersparen Sie jährlich?““

„„Ein Tausend=Franken=Billet.““

„„Was sind die Unannehmlichkeiten Ihres Standes?““

„„Ich kenne keine.““

„„Man ist frei?““

„„Wie die Luft.““

„„Mir schien, dem Publikum gehörend . . .““

„„Dem Publikum? Ei! mein Gott! wer gehört nicht dem Publikum? König Carl X. zu allererst,

gehört er nicht dem Publikum? Ich bin, bei meiner Treue, freier als er!""

„„Wie so?""

„„Ein Auftrag dünkt mir zweideutig, ich schlage ihn aus; eine Last scheint mir zu schwer, ich schüttle den Kopf. Das Ganze besteht darin, daß man sich bekannt macht, und ist man bekannt, so wählt man.""

„„Treiben Sie Ihr Gewerbe schon lange?""

„„Zehn Jahre.""

„„Und in zehn Jahren haben Sie nicht bedauert, daß Sie nicht ein anderes Gewerbe treiben?""

„„Nie.""

„Ich überlegte einen Augenblick.

„„Ist das Alles?"" fragte mich mein Mann.

„„Eine letzte Auskunft.""

„„Reden Sie.""

„„Welches Mittel muß man anwenden, wenn man Commissionär werden will?""

„Der Commissionär schaute mich fragend an.

„„Sollten Sie zufällig Commissionär werden wollen?""

„„Vielleicht.""

„„Oh! das ist nicht schwierig, und man braucht hiezu keine großen Protectionen.""

„„Nun?""

„„Ei! man geht auf die Polizei-Präfectur mit zwei Zeugen, die sich für Ihren sittlichen Charakter verbürgen, und man verlangt eine Nummer.""

„„Und das kostet?""

„„Die Mühe, sie zu verlangen.""

„„Ich danke, mein Freund.""

„Ich zog aus meiner Tasche ein Fünf=Franken=Stück und bot es ihm an.

„„Was ist das?““ sagte er zu mir.

„„Das ist der Lohn für die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe.““

„„Das war keine Mühe, sondern ein Vergnügen; und man läßt sich ein Vergnügen nicht bezahlen.““

„„Also einen Händedruck und einen Dank.““

„„Das ist etwas Anderes.““

„Und er reichte mir seine plumpe Hand, die ich herzlich drückte.

„„Ah! bei Gott!““ sagte ich zu mir selbst, während ich mich entfernte, „„das ist seltsam: mir scheint, es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen die Hand drücke!““

„Und ich schlug wieder den Weg nach meiner Mansarde ein.

XXII.

Der Selbstmord.

„Sobald ich mich nicht tödtete, hatte ich eine ganz andere Arbeit zu verrichten, als wenn ich mich getödtet hätte! Ich hatte vor Allem zu Mittag zu speisen, was unnöthig gewesen wäre, hätte ich bei meinem Plane beharrt; sodann hatte ich einen vollständigen Commissionärsanzug zu kaufen; endlich hatte ich mir ein Subject zu verschaffen, wie man mit dem Amphitheaterausdruck sagt, ein Subject, das ich für mich ausgeben könnte . . . Tödtete ich mich nicht, so sollte man mich wenigstens für todt halten.

Ich hatte ein wenig Medicin studirt, und Anatomie in mehreren Hospitälern getrieben. Ich kannte die Amphitheaterdiener. Das Ganze war, daß ich mir einen jungen Mann ungefähr von meinem Alter verschaffte, ihn in mein Bett legte und durch einen Pistolenschuß entstellte; hier bot sich aber eine ernste Schwierigkeit: der Todtenarzt bemerkte leicht, der Pistolenschuß sei auf einen Leichnam gefeuert worden. — Ich ging nach dem Hotel=Dieu; ich hatte dem Amphitheaterdiener einen großen Dienst geleistet, indem ich seinen Bruder von der Conscription frei gemacht; dieser Mensch hätte sein Leben für mich gegeben; der Bruder war Fiacrekutscher, und er hegte auch eine tiefe Dankbarkeit für mich. Ich ließ den Amphitheaterdiener rufen.

„„Louis,"" sagte ich zu ihm, „„geschieht es selten, daß man hierher Leute bringt, die sich erschossen haben?""

„„Ei! Herr Conrad,"" erwiederte er, „„drei bis vier im Monat, nicht mehr.""

„„Es mag kosten, was es will, hörst Du wohl, Louis? ich muß den Ersten haben, der hereinkommt.""

„„Es mag kosten, was es will, Sie sollen ihn haben, Herr, und müßte ich darüber meinen Platz verlieren!""

„„Ich danke Dir, Louis.""

„„Und wo brauchen Sie ihn.""

„„Bei mir, im Faubourg Poissonnière 27, im vierten Stocke.""

„„Ich werde mich hierüber mit meinem Bruder verständigen.""

„„Ich kann auf Dich zählen, Louis?""

„„Da ich es Ihnen sage,““ erwiederte er, die Achseln zuckend. „„Nun, wenn es Nacht geworden ist, gehen Sie nicht mehr aus.““

„„Seien Sie unbesorgt, von diesem Abend an bleibe ich zu Hause.““

„Ich befürchtete, meine dreißig Franken dürften mich nicht weit führen. Ich wäre vielleicht Hungers gestorben, ehe es einem Unglücklichen einfiele, sich zu erschießen.

„Nach Hause zurückkehrend, trat ich bei einem Trödler ein, und ich fand eine Hose, eine Jacke und eine Weste von Sammt für fünfzehn Franken; ich kaufte diese Kleidungsstücke, ließ ein Päckchen daraus machen, und nahm es unter meinem Arme mit. Jagdschuhe und eine alte Jagdmütze sollten das Costume vervollständigen. Es blieben fünfzehn Franken; verzehrte ich sie vernünftig, so konnte ich fünf bis sechs Tage davon leben . . . Alles war indessen für den entscheidenden Augenblick bereit: der Brief, der meinen Tod verkündigte, war geschrieben und unterzeichnet.

„In der Nacht des dritten oder vierten Tags gab man das verabredete Signal, indem man einen Stein in mein Fenster warf, das auf die Straße ging. Ich eilte hinab und öffnete die Thüre: ein Fiacre hielt vor dem Hause; in diesem Fiacre war ein Leichnam. Louis und ich brachten ihn in mein Zimmer und legten ihn auf mein Bett; ich zog ihm eines von meinen Hemden an. Es war der Leichnam eines jungen Mannes; sein Gesicht war von einer so furchtbaren Wunde zerrissen, daß man seine Züge unmöglich erkennen konnte. Der Zufall, dieser

erschreckliche Bundesgenoß, hatte mich vortrefflich bedient.

„Ich zog den Pfropf aus einem der Läufe meiner Pistole, ich brannte ihn aus, damit er das Ansehen bekäme, als hätte er gefeuert, und gab die Pistole dem Todten in die Hand. In den Zeilen, die ich hinterließ, war ich besorgt gewesen, zu sagen, die Pistole gehöre Lepage: Lepage sollte die Identität des Leichnams constatiren helfen durch die Erklärung, Herr Conrad von Valgeneuse habe die Waffe ein paar Tage vorher von ihm entlehnt.

„Ich ließ meine Kleider auf einem Stuhle, da ich so vorsichtig gewesen war, mich auszukleiden, ehe ich mich erschossen; alsdann, nachdem ich mein Commissionärs-Costume angezogen und die Thüre doppelt geschlossen hatte, ging ich mit Louis hinab . . . Ich ließ den Schlüssel mitten auf die Straße fallen, als ob ich ihn, nachdem ich mich eingeschlossen, zum Fenster hinausgeworfen hätte; die durch den Stein von Louis zerbrochene Scheibe sollte dazu dienen, diesen Glauben zu vervollständigen. Ich hatte einen Schlüssel von der Hausthüre: wir gingen hinaus, ohne vom Concierge gesehen oder gehört worden zu sein... Am andern Morgen um neun Uhr erschien ich auf der Polizei mit meinen zwei Bürgen Louis und seinem Bruder, und man übergab mir meine Medaille unter dem Namen Salvator . . . Seit diesem Tage, mein lieber Vetter, treibe ich das Gewerbe eines Commissionärs, an der Ecke der Rue aux Fers, bei der Schenke zur Goldenen Muschel."

„Ich mache Ihnen mein Compliment hiezu, mein

Herr," erwiederte Lorédan; „doch ich sehe in alle dem weder die Auskunft, die Sie mir über das Testament des Marquis geben sollten, noch wie Sie mir die fünfhundert Franken wieder erstatten werden, die ich sehr unnöthig Herrn Jackal gegeben habe, um Sie beerdigen zu lassen."

„Warten Sie doch, mein lieber Vetter," fuhr Salvator fort. „Was Teufels! Sie halten mich nicht für verrückt genug, um Ihnen nur so das Geheimniß meiner Existenz preiszugeben, wenn ich Ihrer Discretion nicht sicher war."

„Es scheint also, Sie gedenken mich bis zum Tage des jüngsten Gerichts zu bewachen oder von Ihren Leuten bewachen zu lassen?"

„Ah! Herr Graf, Sie irren sich ganz und gar, und dies ist nicht meine Absicht. Morgen früh um fünf Uhr werden Sie frei sein."

„Und Sie wissen, was ich schon Ihren Begleitern gesagt habe: eine Stunde, nachdem ich wieder in Freiheit gesetzt wäre, würden Sie angezeigt und verhaftet."

„Ja, das hätte sogar beinahe eine schlimme Wendung für Sie genommen! Wäre ich nicht auf der Thürschwelle gewesen, so liefen Sie Gefahr, nie mehr einen Menschen anzuzeigen und verhaften zu lassen; was übrigens ein ziemlich schlechtes Handwerk ist, mein lieber Vetter. Ich stehe Ihnen auch zum Voraus dafür, Sie werden überlegen, und haben Sie überlegt, nun wohl, so werden Sie diesen armen Salvator in Ruhe lassen an seinem Weichsteine der Rue aux Fers, damit er Sie in Ihrem Hotel der Rue du Bac in Ruhe läßt."

„Kann man, da Sie jetzt im Zuge sind, vertrauliche Geständnisse zu machen, erfahren, welches Mittel Sie hätten, mich dort zu beunruhigen?“

„Ich will Ihnen das erzählen. Da es das Interessanteste meiner Erzählung ist, so habe ich es auf das Ende aufbewahrt.“

„Ich höre Sie.“

„Oh! diesmal bin ich Ihrer Aufmerksamkeit sicher! Fangen wir mit einer Moral an: ich habe immer bemerkt, mein lieber Vetter, es bringe Glück, das Gute zu thun.“

„Sie wollen sagen, mit einer Trivialität?“

„Trivialität, Moral, Sie werden das sogleich schätzen . . . Gestern nun, mein lieber Vetter, faßte ich den Entschluß, das Gute zu thun, und Ihnen Mina zu entführen, was ich zu meiner großen Freude glücklich vollbracht habe.“

Ein Lächeln unversöhnlichen Hasses und tiefer Rache trat auf die Lippen von Valgeneuse.

„Gestern nun,“ fuhr Salvator fort, „als ich auf die Post ging, um die Pferde zu bestellen, mit denen die zwei lieben Kinder abgereist sind, kam ich am Hotel der öffentlichen Verkäufe, ich glaube in der Rue des Jeuneurs, vorüber; man lud im Hofe die Meubles, welche im Aufstreiche verkauft werden sollten . . .“

„Aber was des Teufels erzählen Sie mir denn da, Herr Salvator,“ sagte Lorédan, „und welches Interesse soll ich an den Meubles nehmen, die man in der Rue des Jeuneurs ablud?“

„Hätten Sie nur die Geduld, eine halbe Minute zu warten, mein lieber Vetter, so würden Sie

mir nicht etwas Unfreundliches gesagt haben, und Sie hätten, dessen bin ich sicher, einen Anfang von Interesse entstehen gefühlt."

„Weiter also!" rief Lorédan, indem er nachlässig sein rechtes Bein über seinem linken Beine kreuzte.

„Nun wohl, eines von diesen Meubles machte, daß ich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. . . . Errathen Sie, was ich mitten unter all dem Trödel erkannt hatte?"

„Wie Teufels soll ich das errathen?"

„Sie haben Recht, das ist unmöglich . . . Nun wohl, ich erkannte den kleinen Schrank von Rosenholz, der meinem Vater gehört hatte, und den mein Vater so sehr liebte, weil er ihn von seiner Mutter hatte, welche ihn, wie ich Ihnen gesagt zu haben glaube, von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! ich wünsche Ihnen Glück! Ich sehe die Sache von hier aus: Sie haben um fünfzig Franken den kleinen Schrank von Rosenholz gekauft, und zu dieser Stunde bildet er die Zierde des Salon von Herrn Salvator."

„Um sechzig, mein lieber Vetter; ich habe ihn um sechzig gekauft; und, offenherzig gesprochen, er war es wohl werth!"

„Wegen der Erinnerungen, die er bei Ihnen zurückrief?"

„Einmal . . . sodann wegen der Papiere, die er enthielt."

„Ah! er enthielt Papiere?"

„Ja, und zwar sehr kostbare!"

„Und diese Papiere waren sorgfältig vor den

verschiedenen Liebhabern, durch deren Hände der kleine Schrank gegangen, aufbewahrt worden? . . . Wahrhaftig, mein lieber Salvator, der Himmel thut Wunder für Sie!"

„Ja, mein Herr," sprach Salvator ernst, „und ich danke dem Himmel in aller Demuth."

Alsdann seinen gewöhnlichen Ton wieder annehmend:

„Obschon das Wunder weniger groß ist, als es von Anfang scheint: wie Sie selbst beurtheilen werden."

„Ich höre."

„Ich sehe es wohl... Ich trug also das Meuble nach Hause."

„Sie trugen es?"

„Oh! mein Gott, ja, auf meiner Hake . . . bin ich nicht Commissionär?" sagte Salvator mit einem Lächeln.

„Das ist wahr," erwiederte Lorédan, indem er sich auf die Lippen biß.

„Nun wohl, sobald der Schrank bei mir war, — dieser Schrank, den ich so sehr liebte! — Sie begreifen, da erfaßte mich die Lust, ihn in seinen Einzelheiten zu untersuchen. Ich öffnete die Schubladen eine nach der andern, ich ließ alle Schlösser spielen, sondirte alle Tiefen; während ich nun diese letzte Arbeit vornahm, bemerkte ich, daß die mittlere Schublade, diejenige, welche als Kasse diente, einen doppelten Boden hatte."

Die Augen von Lorédan waren auf Salvator wie zwei Karfunkel geheftet.

„Nicht wahr, das ist interessant?" fuhr Salvator

fort. „Nun, ich will Sie nicht schmachten lassen. Dieser doppelte Boden war verborgen; ich errieth das Geheimniß und öffnete ihn."

„Und was war darin?"

„Ein Papier, ein einziges."

„Und dieses Papier war?"

„Das, welches wir so lange gesucht haben, mein lieber Vetter!"

„Das Testament?" rief Lorédan.

„Das Testament!"

„Das Testament des Marquis?"

„Das Testament des Marquis, welches seinem Pathen Conrad die Gesammtheit seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens unter der Bedingung vermacht, daß er den Titel, den Namen und das Wappen des Hauptes der Familie der Valgeneuse annimmt."

„Hier ist es, mein Vetter," sagte Salvator, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Durch eine unwillkürliche Bewegung streckte Lorédan rasch die Hand aus, um es zu nehmen.

„Oh! nein, mein lieber Vetter," sprach Salvator, das Papier wieder an sich ziehend. „Diese Urkunde, Sie begreifen wohl, muß in den Händen von demjenigen bleiben, welchen sie interessirt; doch ich weigere mich nicht, Ihnen dieselbe vorzulesen; im Gegentheile."

Und Salvator begann:

„Dieses ist das Duplicat von meinem eigenhändig von mir geschriebenen Testamente, dessen zweite Abschrift in den Händen von Herrn Pierre Nicolas

Baratteau, Notar, Rue de Varennes in Paris, deponirt werden wird; jede von den Copien ist von meiner Hand geschrieben und hat Originalwerth.

„Am 11. Juli 1821.

„Unterz.: Marquis von Valgeneuse."

„Soll ich Ihnen das Uebrige auch vorlesen?" fragte Salvator.

„Nein, mein Herr, das ist unnöthig," antwortete Lorédan.

„Oh! das Uebrige kennen Sie, nicht wahr, mein Vetter? Nun möchte ich gern, aus einfacher Neugierde, wissen, welchen Preis Sie für diese Kenntniß Herrn Baratteau bezahlt haben?"

„Mein Herr!" rief der Graf, indem er mit einer Miene der Drohung aufstand.

„Ich komme also auf das zurück, was ich sagte, mein Vetter," fuhr Salvator fort, ohne daß er die Bewegung von Herrn von Valgeneuse zu bemerken schien, „nämlich ich habe wahrgenommen, es bringe Glück, das Gute zu thun, wie es auch, könnte ich beifügen, Unglück bringt, das Böse zu thun."

„Mein Herr!" wiederholte Lorédan.

„Denn," fuhr Salvator mit derselben Ruhe fort, „hätten Sie nicht, Mina entführend, das Böse gethan, so hätte ich nicht die Idee gehabt, sie rettend das Gute zu thun; ich hätte also keine Postpferde gebraucht, ich wäre nicht durch die Rue des Jeuneurs gekommen, ich hätte nicht den kleinen Schrank erkannt, ich hätte ihn nicht gekauft, ich hätte das Geheimfach nicht entdeckt, und endlich nicht in diesem

Geheimsache das Testament gefunden, das mir Ihnen zu sagen erlaubt: Mein lieber Vetter, Sie sind vollkommen frei; nur bemerke ich Ihnen zum Voraus, daß ich beim ersten Anlasse zur Klage, den Sie mir geben, mein Testament geltend mache, das heißt, daß ich Sie, — Ihren Vater, Sie, Ihre Schwester, — völlig zu Grunde richte, während im Gegentheile, wenn Sie die armen Kinder ihren Weg fortsetzen und im Auslande glücklich sein lassen, nun wohl, aber... es entspricht meinen Combinationen, noch ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre vielleicht Commissionär zu sein, und Sie begreifen, so lange ich Commissionär bin, brauche ich kein Einkommen von zweimal hunderttausend Livres, da ich täglich fünf bis sechs Franken verdiene. Frieden also oder Krieg, nach Ihrer Wahl, mein Vetter; ich schlage Ihnen den ersten vor, verweigere Ihnen aber den zweiten nicht. Dabei wiederhole ich Ihnen, Sie sind frei; nur würde ich, an Ihrer Stelle, die Gastfreundschaft annehmen, die mir geboten ist, und hier die Nacht im Nachdenken zubringen. Die Nacht bringt Rath!"

Und auf diese gute Ermahnung entfernte sich Salvator von seinem Vetter, und er ging mit Jean Taureau und Toussaint-Louverture weg, indem er die Thüre halb offen ließ, damit Herr von Valgeneuse sehen könnte, er habe jede Freiheit zu bleiben oder auch zu gehen.

XXIII.

Eine neue Person.

Sehen wir nun, was in der Rue d'Ulm Nr. 10, ein paar Tage nach den Ereignissen, die wir so eben erzählt haben, vorging.

Haben unsere Leser auch nur mit einiger Aufmerksamkeit die vielfachen Scenen dieses Drama's verfolgt, und sind sie mit einigem Gedächtniß begabt, so erinnern sie sich ohne Zweifel, daß die Zauberin die Rue Triperet verlassen hatte, um die von Petrus entdeckte, meublirte und decorirte Wohnung in der Rue d'Ulm Nr. 10 in Besitz zu nehmen; sie erinnern sich auch, daß mit der Brocante natürlich Rose-de-Noël, Babolin, die Krähe und zehn bis zwölf Hunde ausgezogen waren.

Das Zimmer, das nun die alte Zigeunerin in der Rue d'Ulm inne hatte, halb ein Museum von Curiositäten, halb ein Winkel der Schwarzkunst, bot, wie gesagt, den erstaunten Augen der Besuchenden unter anderen fantastischen Gegenständen einen Thurm, der als Aufenthaltsort oder Nest der Krähe diente, und verschiedene Tonnen, welche einfach als Nischen den Hunden dienten.

Unsere Absicht beim Schreiben dieses Buches, — man verzeihe uns die kurze Abschweifung, zu der wir uns hinreißen lassen, — ist nicht allein, wie man es durch die Materie sieht, die wir in diesem Augenblicke absorbiren, den Leser mit uns alle Etagen der Gesellschaft erklettern und herabsteigen zu machen,

von Papst Gregor XVI., mit dem wir es sogleich werden zu thun haben, bis auf den Gassenwühler Croc-en-Jambe, und von König Karl X. bis zum Katzentödter, sondern auch zuweilen Excursionen in die den Thieren vorbehaltenen unteren Welten zu machen.

So konnten wir schon den Verstand der Krähe Phares und den Instinct des Hundes Brasil schätzen, dergestalt, daß, wenn die eine in Betracht des geringen Antheils, welchen sie an den von uns erzählten Ereignissen genommen, uns beinahe gleichgültig geblieben ist, der andere sich, im Gegentheile, wir sind dessen sicher, unter seinem doppelten Namen Brasil und Roland, alle Sympathien des Lesers erworben hat.

Es ist nichts Erstaunliches dabei, daß, nachdem wir einen ersten Schritt unter den Demüthigen der Schöpfung, unter unseren untergeordneten Brüdern, wie sie Michelet nennt, gemacht haben, einen zweiten machen, indem wir um eine neue Cirkeldrehung den schon ungeheuern Kreis erweitern, in welchem wir agiren.

Was wollen Sie, liebe Leser! es ist mir, zur Verzweiflung der Theaterdirectionen und der Chefs der Buchhandlungen, und vielleicht auch zu Ihrem Verdrusse, die Mission gegeben worden, Dramen in fünfzehn Tableaux und Romane in fünfzig Bänden zu machen! Das ist nicht meine Schuld: es ist die meines Temperaments, dessen Tochter meine Einbildungskraft nun ist.

Wir sind also zu dieser Stunde mitten unter den Hunden der Brocante, und wir bitten Sie um Er-

laubniß, Sie mit einem von diesen Thieren Bekanntschaft machen zu lassen.

Einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, — die Hexen haben einen bizarren Geschmack: sind sie Hexen, weil sie diesen Geschmack haben? oder haben sie diesen Geschmack, weil sie Hexen sind? wir wissen es nicht und überlassen es Stärkeren als wir, diese wichtige Frage zu entscheiden; — einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, sagen wir, war ein kleiner schwarzer Pudel von der gemeinsten Gattung. Wir beurtheilen dies, wohl verstanden, aus dem stolzen Gesichtspunkte des Menschen: aus dem Gesichtspunkte der Natur gibt es keine gemeine Gattung.

Factisch ist, daß für einen Menschen, — wir wissen nicht, was er für die Natur gewesen sein mag, — factisch ist, daß dieser Hund von einer wahrhaft außerordentlichen Häßlichkeit war: klein, untersetzt, schmutzig in physischer, knurrig, streitsüchtig, anmaßend in moralischer Hinsicht, faßte er in sich allein alle Laster eines alten Junggesellen zusammen, und deßhalb ohne Zweifel war er bei seinen Kameraden allgemein verhaßt.

Aus dieser allgemeinen Abneigung war erfolgt: daß die Brocante, seine Gebieterin, mit einer ganz weibischen Halsstarrigkeit sich ihm mit einer mütterlichen Zärtlichkeit angeschlossen hatte, und seitdem hatte diese Zuneigung allmälig im umgekehrten Sinne der Feindschaft zugenommen, welche seine Gefährten gegen ihn hegten und ihm öffentlich bezeugten.

So kam sie zu allerlei Aufmerksamkeiten gegen ihn, bis sie ihn besonders und in einem getrennten Cabinet bedienen ließ, um ihn nicht vor Erschöpfung

sterben zu sehen; so sehr sagten ihm die anderen Hunde hundert unfreundliche Dinge und ließen ihn tausend Geheuer erdulden während der feierlichen Stunden der Mahle.

Nicht wahr, liebe Leser, Sie wissen, was der Stolz bei den Menschen vermag? Gut, sehen Sie, was er bei den Thieren vermag?

Dieser schwarze Hund, dieser schmutzige Pudel, kurz dieser Babylas, der — immer aus unserem Gesichtspunkte, — von einer beleidigenden Häßlichkeit war, bildete sich, als er sich geschmeichelt, geliebkost, gehätschelt, besonders bedient sah, am Ende ein, er sei der schönste, der zierlichste, der geistreichste, der liebenswürdigste, der verführerischste der Hunde. Und war einmal dieser Gedanke in seinen Geist eingedrungen, so fing er natürlich, wie es ein Mensch in einer solchen Lage gethan hätte, an, seines Gleichen zu verspotten, sie schamlos zu reizen, indem er den Einen am Schweif zog, den Andern ins Ohr biß, Jeden verhöhnte, sicher, wie er war, der Straflosigkeit, sich aufblähte, den Kopf hoch trug, das Rad schlug, sich endlich ein so gewichtiges Ansehen gab, daß alle seine Kameraden vor Verachtung lächelten, vor Mitleiden die Achseln zuckten, und unter sich sagten:

„Welche Anmaßung!"

Ich glaube, liebe Leser, Sie thun mir die Ehre an, eine Frage an mich zu richten.

„Schön und gut, Herr Romandichter! Verdolmetschen, übersetzen, foltern Sie die Worte und die Geberden der Menschen; doch wahrhaftig, es ist

zu stark, daß Sie uns wollen glauben machen, die Hunde sprechen, zucken die Achseln, lächeln!“

Was das Lächeln betrifft, ich habe eine mir befreundete Hündin, ein weißes Windspiel, der höchsten Aristokratie der Windhunde angehörend, das lächelt, so oft es mich sieht, und zeigt mir seine feinen weißen Zähne; so daß ich glauben würde, es ärgere sich, gäbe mir nicht sein übriger Körper alle Arten von Merkmalen der Freude. Das Windspiel heißt Gisella.

Für mich lächeln also die Hunde, da mir meine liebe Gisella zulächelt, so oft sie mich sieht.

Was das Achselzucken betrifft, so behaupte ich nicht, die Hunde zucken die Achseln ganz auf dieselbe Art wie die Menschen; mein Ausdruck ist sogar ungeeignet; sie zucken nicht die Achseln, sie schütteln sie, hätte ich sagen müssen. Haben Sie nicht sehr oft bemerkt, daß der Hund, der mit einem andern Hunde Bekanntschaft macht, — und Sie wissen, auf welche naive Art die Hunde Bekanntschaft machen — haben Sie nicht bemerkt, daß der in seiner Hoffnung getäuschte Hund, findet er, wie der Capitän Pamphile, dessen pittoreske Geschichte ich vor bald zwanzig Jahren geschrieben habe, eine männliche Negerin, wo er eine weibliche Negerin zu finden erwartet, verächtlich die Schultern schüttelt und geht? Das ist unbestreitbar; Sie werden es auch nicht bestreiten, liebe Leser.

Kommen wir nun zur Sprache.

Die Hunde sprechen nicht! Hoffärtige Menschen, die Ihr glaubt, Ihr habet von der Vorsehung allein die Fähigkeit erhalten, Euch Eure Gedanken mitzu-

theilen! weil Ihr Englisch, Französisch, Deutsch, Chinesisch sprecht, und nicht Hundisch sprecht, sagt Ihr ruhig: „Die Hunde sprechen nicht!"

Irrthum! — die Hunde sprechen ihre Sprache, wie Ihr die Eure sprecht! Mehr noch: Ihr versteht nicht, was sie Euch sagen, hoffärtige Menschen! und sie, die Demüthigen, die sich darauf nichts einbilden, verstehen, was Ihr ihnen sagt. Fragt den Jäger, ob sein Hund nicht spreche, wenn er ihn hat träumen, einen Hasen jagen, Streit anfangen, sich im Traume raufen hören? Was wacht denn so in diesem Hunde, der schläft? Ist es nicht eine Seele, eine Seele minder vollkommen, doch sicherlich naiver, als die unsere?

Die Hunde sprechen nicht! . . . Sagt das doch Eurem dreijährigen Kinde, das sich auf der Wiese mit dem großen, drei Monate alten Neufundländer wälzt. Das junge Kind und der junge Hund spielen wie zwei Brüder, und horchen auf die unartikulirten Töne, die sie mitten unter ihren Spielen und ihren Liebkosungen austauschen.

Ei! mein Gott, das Thier versucht ganz einfach die Sprache des Kindes zu sprechen, und das Kind die Sprache des Thieres. Sicherlich, welche Sprache sie auch sprechen mögen, verstehen sie sich, und sie sagen sich vielleicht in dieser unbegriffenen Sprache mehr Wahrheiten über Gott und über die Natur, als je Plato und Bossuet gesagt haben.

Die Hunde sprechen also, das ist kein Zweifel in unseren Augen, und sie haben den großen Vorzug vor uns: daß sie, Hundisch sprechend, das Französische, das Deutsche, das Spanische, das Chinesische,

das Italienische verstehen, während wir, Italienisch, Chinesisch, Spanisch, Deutsch oder Französisch sprechend, den Hund nicht verstehen.

Kommen wir auf die unglücklichen Thiere der Brocante und auf die Lage zurück, die ihnen durch die lächerlichen Anmaßungen von Babylos bereitet wurde.

Die Zeugnisse der Verachtung, welche Babylas bei jeder Gelegenheit von seinen Kameraden empfing, machten diesen das Leben nicht besser: weit entfernt.

Die Brocante, welche in ihrer Eigenschaft als Zauberin alle Sprachen sprach; die Brocante trat bei dem geringsten groben Worte, das sie hörte, je nach der Schwere des Wortes, entweder mit ihrer Geißel oder mit ihrem Besenstiele dazwischen. — Die Geißel, das war das Stäbchen der Fee! der Besenstiel, das war der Dreizack des Neptuns! — Die Brocante wußte sicherlich nicht, was: Quos ego! besagen wollte, doch die Hunde übersetzten auf der Stelle die Drohung in: Canaillenvolk! Und Jeder kehrte ganz zitternd in seine Nische zurück, und wagte erst nach einem Moment das Ende seiner Nase und den Winkel seines Auges durch die Oeffnung der Tonne hervor.

Allerdings winselte der Windhund, brummte der Pudel, knurrte der Bulldogg; doch der Lärm eines auf den Boden stampfenden ungeduldigen Fußes und die furchtbaren mächtig ausgesprochenen Worte: „Wird man endlich schweigen?" genügten, um der ganzen Hundeversammlung vollständiges Stillschweigen aufzuerlegen. Und alle schwiegen, in ihre respectiven Tonnen zurückgezogen, während sich der

gemeine Babylas mitten in der Stube breit machte, und zuweilen die Unverschämtheit so weit trieb, daß er die Tonnen in Augenschein nahm, um zu sehen, ob jeder Hund in seinem Gefängnisse sei.

Diese Manöver von Babylas, welche von Tag zu Tage herausfordernder wurden, waren am Ende, wie man wohl begreift, unerträglich für die ganze Hunderepublik, und sie beschloß zwei oder dreimal, die Abwesenheit von Brocante zu benützen, um Meister Babylas eine gute Lection zu geben; doch immer erschien durch einen von den Glücksfällen, wie sie nur den Tyrannen oder den Gecken begegnen, gerade in dem Augenblicke, wo die Verschwörung losbrechen sollte, die Brocante gleich dem alten Deus ex machina plötzlich mit ihrem Besen oder ihrer Schulgeißel in der Hand und führte bis zu ihren Nischen die unglücklichen Verschwörer zurück.

Was thun bei dieser traurigen Conjunctur, und wie sich der despotischen Gewalt entziehen, ist diese Gewalt mit einem Besen und einer Geißel bewaffnet?

Die Bande überlegte. Ein Windhund schlug vor, auszuwandern, den heimathlichen Boden zu verlassen, das Vaterland zu fliehen, kurz eine gastfreundlichere Erde zu suchen; ein Bulldogg erbot sich, Alles unter seine Verantwortlichkeit zu nehmen und Babylas zu erwürgen; doch man muß es sagen, dieser Hundsmord widerstrebte dem ganzen Truppe.

„Vermeiden wir das Blutvergießen!“ sprach ein wegen seiner Sitten-Milde bekannter Pudel.

Und er wurde unterstützt durch einen alten spanischen Wachtelhund, der immer seiner Meinung und

dergestalt mit ihm verbunden war, daß meistens eine Nische für Beide diente.

Kurz, alle gewaltsamen Mittel mißfielen diesen redlichen Hunden, und man beschloß, gegen Babylas keine andere Verschwörung anzuzetteln, als die der Verachtung. Man setzte ihn auf den Index, wie man in den Collegien von Rom sagt, in Quarantäne, wie man in den französischen Collegien sagt; man ließ ihn beiseit, man sprach nicht mehr mit ihm, man machte sogar Miene, als sähe man ihn nicht, wenn man an ihm vorüberkam, — wie dies so poetisch in der Oper: die Favorite gesagt ist:

Il resta seul avec son déshonneur*)!

Was that Babylas? Statt zu bereuen, er, der die Brocante in ihrer unvernünftigen Zuneigung verblendete, statt die Warnung zu benützen, kam auf den Einfall, seine Kameraden aufs Schönste zu mystificiren; er schleuderte ihnen tausendmal am Tage von fern beleidigendes Gebell zu, er störte unbarmherzig ihren Schlaf in der Nacht; mit einem Worte, der Unterstützung seiner Gebieterin sicher, machte er ihnen das Leben unerträglich.

War es warm und die Brocante öffnete das Fenster, um der Gesellschaft Luft zu geben, so kläffte Babylas auf der Stelle kläglich und schnatterte an allen Gliedern, als herrschte eine Kälte von fünfundzwanzig Grad. War dagegen das Fenster geschlossen und es regnete, es schneite, es waren fünf-

*) Er blieb allein mit seiner Schande.

undzwanzig Grad Kälte, so beklagte sich Babylas über die Wärme; der Ofen belästigte ihn: er hob die Pfote vor dem Thürchen auf und suchte, so viel in seiner Macht lag, das Feuer auszulöschen; an diesen Zeichen erkannte die Brocante, es sei zu heiß, und eine Gehirncongestion für ihren Liebling befürchtend, löschte sie den Ofen aus und öffnete das Fenster, wenn sie auch die anderen Hunde unter einer Temperatur der von Moskau gleich schnattern sah.

Kurz, dieser elende Babylas war der böse Dämon des Hauses geworden! Er war Niemand nützlich, er war Jedem unangenehm, gegen Jedermann unfreundlich und dennoch — erkläre die Sache, wer kann — trotz dieser Vereinigung von Lastern, vielleicht wegen derselben von der Brocante angebetet.

Obschon der Frühling von 1827 kein wärmerer Frühling war als der von 1855, hatte Babylas, sei es aus Bosheit, sei es aus Bedürfniß, sei es aus irgend einem anderen Grunde, zwanzigmal das Fenster öffnen lassen. Die Nase an dieses Fenster haltend — man erinnert sich, daß es das Fenster eines Erdgeschosses war, — bemerkte Babylas von fern eine junge Hündin mit schwarzen Augen, mit fahlblonden Haaren, mit Zähnen weiß wie Perlen, mit Lippen rosenfarbig wie Korallen: man weiß, daß es zwei Sorten von Korallen gibt, die rothe Koralle und die rosenfarbige Koralle, und daß von beiden die rosenfarbige Koralle die kostbarere ist.

Die Eleganz des Ganges dieses Thieres, dessen Hundszehe noch die Lilie marquirte, das Feuer seiner Augen, die Geschmeidigkeit seiner Taille, die Kleinheit seiner Pfote, die ganze Anmuth seiner

Person machten Babylas schauern und er rief in seiner Sprache:

„Oh! das reizende Thier!"

Bei diesem Rufe, — wie, wenn ein am Fenster stehender Raucher ausruft: „Ah! die reizende Frau!" alle Männer des Clubbs, Whistspieler, Zeitungsleser, Kaffeetrinker, Liqueurschlürfer, Eisesser um die Wette herbeilaufen; bei diesem Rufe, sagen wir, eilten alle Hunde, ob sie saßen, standen, in ihren Nischen lagen, sich die Pfoten leckten oder etwas Anderes trieben, hinzu, um mit Babylas diesen Anblick zu genießen; dieser aber drehte sich um, zeigte die Zähne, knurrte, und alle Hunde, der Bullenbeißer und der Neufundländer mitbegriffen, welche Babylas mit dem Druck eines Zahnes umgebracht hätten, kehrten zu ihrer Beschäftigung zurück.

Zufrieden mit diesem Gehorsam seiner Gefährten, — der ihnen allerdings durch ihren Instinct geboten war, welcher ihnen sagte, die Brocante sei im anstoßenden Zimmer, — richtete Babylas seinen Blick wieder nach der Straße.

Genöthigt, diesen Feuerblick auszuhalten, schlug die Hündin die Augen schüchtern nieder und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

„Ehrbar und schön!" rief in seiner Sprache der begeisterte Pudel.

„Vernünftig und schön!" ruft Hamlet, da er Ophelia sieht; was beweist, daß unter gleichen Umständen ein gleicher Eindruck auf den Menschen und das Thier, auf den Fürsten und auf den Hund hervorgebracht wird.

Und er neigte sich aus dem Fenster, dergestalt,

daß seine Gefährten einen Augenblick hoffen konnten, in seiner Begeisterung die Gesetze der Schwere schlecht berechnend, werde Babylas seinen Kopf das Uebergewicht über seinen Hintern erlangen sehen und sich den Schädel auf dem Pflaster zerschmettern.

Dem war nicht so: Babylas folgte mit den Augen dem reizenden Thiere bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo es verschwand, wie ein Schatten, ohne ihm nur zu sagen, es werde wiederkommen.

„Wie schön ist sie!" bellte Babylas, das Herz erfüllt von der unaussprechlichen Wonne einer entstehenden Leidenschaft, einer erblühenden Liebe.

Statt zu seufzen über die unbarmherzige Einsamkeit, zu der ihn seine beleidigten Brüder verurtheilt hatten, wünschte sich von diesem Augenblicke an Babylas innerlich Glück zu den Stunden der Träumerei, die ihm diese Abgeschiedenheit ließ.

Wie Diogenes, in sein Faß zurückkehrend, warf er geringschätzend seine Verachtung auf die übrige Welt; und wenn wir, die wir in unserer Eigenschaft als Romandichter alle Sprachen verstehen, selbst die der Thiere, seine eigenen Worte nicht berichten, so geschieht dies, weil wir befürchten würden, man könnte sich in unsern Absichten täuschen und in dem Ausfalle von Babylas nur eine Satyre und Bitterkeit gegen die Gesellschaft sehen.

Wir werden nicht weiter die Gemüthsbewegungen jeder Art analysiren, die das Innere unseres Helden erfüllten, — seit der Stunde, wo er den elektrischen Schlag empfangen hatte, bis zur Stunde

des Schlafengehens, wir wollen nur ein Wort von der Nacht sagen.

Es war zugleich für Babylas eine Nacht unbekannter Qualen und unerhörter Wonne; alle Teufelchen, welche das buntscheckige Gewebe der Träume anzetteln, tanzten ihre fantastische Sarabande um das Haupt des armen Pudels; er sah, wie in den Gläsern der Zauberlaterne, die er in seiner Jugend in Gesellschaft mit einem Blinden gezeigt, die Schatten aller Hunde, welche geliebt hatten, und allen vierpfotigen Helenen und Stratonisten, welche wahnsinnige Leidenschaften erregt hatten, vorüberziehen; er drehte sich so oft und oftmal auf seiner Matratze von Roßhaar — die anderen hatten Stroh — um und um, daß die Brocante, plötzlich erwachend, glaubte, er sei wasserscheu oder epileptisch, und von ihrem Bette aus die zärtlichsten Worte an ihn richtete, um ihn zu trösten.

Die Morgenröthe erschien zum Glück Morgens gegen vier Uhr, hätte man noch die langen, düstern Winternächte gehabt, so wäre Babylas sicherlich an der Auszehrung gestorben.

XXIV.

Die Liebschaft von Babylas und Caramelle.

Den ersten Schimmer des Tages erblickend, sprang Babylas aus seiner Tonne. Wir müssen zugestehen, daß er gewöhnlich wenig Zeit auf seine Toilette verwendete; an diesem Tage verwandte er noch weniger darauf, und er stürzte nach dem Fenster.

Mit dem Tage war bei ihm die Hoffnung wiedergekehrt. Da sie gestern vorübergekommen, warum sollte sie heute nicht wiederkommen?

Das Fenster war geschlossen und mit Recht: es regnete in Strömen.

„Ich hoffe wohl, man wird das Fenster nicht öffnen," sagte der Windhund, schon bei diesem Gedanken schaudernd; „es ist ein Wetter, daß man keinen Menschen sollte vor die Thür gehen lassen!"

Wir Menschen sagen: ein Hund; die Hunde sagen: ein Mensch; und ich glaube, die Hunde haben Recht; denn bei schlechtem Wetter habe ich immer mehr Menschen als Hunde auswärts gesehen.

„Ah, das wäre zu stark!" sagte der Bullenbeißer dem Windhunde antwortend.

„Hm!" machten der Pudel und der spanische Wachtelhund, „das würde uns nicht wundern."

Sie sprachen ein wenig mehr nach ihrem Behagen, weil ihre Haare ihnen einen Pelz bildeten.

„Läßt Babylas diesen Morgen das Fenster öffnen," sprach der Neufundländer, „so erwürge ich ihn."

„Nun wohl," sagte eine alte sehr skeptische Dogge, „würde man es öffnen, ich wäre nicht erstaunt."

„Tausend Donner!" knurrten gleichzeitig der Bullenbeißer und der Neufundländer, „man lasse sich das einfallen und wir wollen sehen."

Ein weißer Pudel, der früher einige Partieen Domino mit Babylas gemacht hatte, und zu Gunsten des Andenkens, das dieser als ziemlich ehrlicher Spieler bei ihm hinterlassen, zuweilen seine Partei nahm, flehte auch diesmal das Mitleid seiner Kameraden an.

„Ich habe ihn die ganze Nacht klagen hören,"

sagte er mit bewegter Stimme; „vielleicht hat er die Krankheit . . . Seien wir nicht unbarmherzig gegen Einen der Unseren: wir sind Hunde und keine Menschen.“

Diese Rede brachte eine ziemlich gute Wirkung auf die Versammlung hervor, und man beschloß, auch noch zu ertragen, was man, wenn man es wohl bedachte, nicht verhindern konnte.

Die Brocante trat ein; sie sah ihren geliebten Babylas mit hängenden Lippen, gesenkten Ohren und blau umkreisten Augen.

„Was haben wir denn, mein Tutu?“ fragte sie ihn mit ihrem zärtlichsten Tone, indem sie ihn küßte und an ihre Brust drückte.

Babylas stieß einen Seufzer aus, sprang aus den Armen der Hexe und richtete sich am Fenster auf.

„Ah! ja, Luft!“ sagte die Brocante. „Wie comme il faut ist er! er kann die Luft nicht entbehren!“

Die Brocante, welche nicht nur Zauberin, sondern auch Beobachterin war, hatte in der That bemerkt, die armen Leute leben in einer Atmosphäre, in der die Aristokraten nicht zu leben vermöchten. Und das ist ein Glück für die armen Leute; denn könnten sie nicht leben, wo sie leben, so müßten sie hier sterben; sie sterben wohl bisweilen hier; dann findet aber der Arzt einen Namen für die Krankheit, die sie weggerafft hat, und, Dank sei es diesem griechischen oder lateinischen Namen, Niemand hat Gewissensbisse, nicht einmal der Salubritätsrath.

Glücklich, Babylas so comme il faut zu sehen, obschon sie sich nie mit seiner Erziehung beschäftigt

hatte, hütete sich die Brocante wohl, ihn warten zu lassen und öffnete sogleich das Fenster.

Da entstand in der Versammlung ein allgemeines Knurren, das sich bald zum Brüllen erhoben hätte, würde nicht die Brocante von dem Nagel, wo sie hing, die Strafpeitsche losgemacht und sie über den Häuptern derselben geschwungen haben.

Beim Anblicke dieses Geißelungswerkzeuges schwieg die Gesellschaft wie durch Zauber.

Babylas legte seine beiden Pfoten auf die Randleiste des Fensters und schaute nach rechts und nach links; doch Niemand, Menschen ausgenommen, wagte sich in die Rue d'Ulm, welche damals so wenig gepflastert war, als Paris zur Zeit von Philipp August, und besonders bei dem Regen, der an diesem Tage in Strömen fiel.

„Ach!" seufzte unser Verliebter, „ach! ach!"

Doch dieses Seufzen rührte den Geist der Gewässer nicht, und keine Hündin, nicht einmal ein Hund kam vorüber.

Es erschien die Stunde des Frühstücks; Babylas blieb am Fenster; es schlug die Stunde des Mittagsmahls: Babylas blieb am Fenster; endlich die Stunde des Abendbrods so vergebens, als die des Frühstücks und des Mittagsmahls.

Die Andern rieben sich die Pfoten vor Vergnügen: der Theil von Babylas fiel natürlich ihnen zu.

Es war sehr ernst, wie man sieht.

Babylas hatte sich geweigert, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen; die Brocante mochte ihn immerhin mit den zärtlichsten Namen rufen, ihm die klarste Milch, den glänzendsten Zucker, die goldensten

Bretzeln bieten, er blieb bis zur finstern Nacht in der ermüdenden Stellung, die er bei Tagesanbruch angenommen hatte.

Die Nacht war längst gekommen; es schlug zehn Uhr in allen Kirchen, welche, zu erhaben, um zusammenzuschlagen, den Vortritt ohne Zweifel der ältesten ließen.

Diese zweite Nacht war noch bewegter als die erste: der Alp verließ nicht einen Augenblick den armen Babylas; schlief er ein paar Augenblicke ein, so kläffte er schmerzlich während dieses kurzen Schlummers, daß man begriff, es wäre für ihn besser gewesen, wach zu bleiben.

Die Brocante blieb über sein Haupt geneigt, wie es eine Mutter für ihren Sohn gethan hätte, und sagte ihm jene süßen Worte, welche nur die Mütter allein zu finden wissen, um die Schmerzen ihrer Kinder einzuschläfern. Erst am Morgen hatte sie, aufs Aeußerste besorgt, die Idee, ihm das große Spiel zu machen.

„Er ist verliebt!" rief sie bei der dritten Kartentour; „Babylas ist verliebt."

Diesmal hatten die Karten Recht, wie Béranger sagt.

Babylas verließ seine Tonne, noch mehr entstellt durch diese zweite Nacht der Schlaflosigkeit, als durch die erste.

Man tunkte ihm in Milch ein Zwieback, das er mit den Zähnen aß, und er ließ sich das Fenster öffnen, wie am Tage vorher.

Obschon es am St. Medardustag geregnet hatte, — was vierzig Tage Regen versprach, — regnete

es zufällig an diesem Tage nicht; so daß Babylas, als er die Strahlen der Morgensonne erblickte, wieder ein wenig von seiner natürlichen Heiterkeit annahm.

Das sollte in der That ein glücklicher Tag für Babylas sein: — zur selben Stunde, wie zwei Tage vorher, sah er die blonde Hündin seiner Träume vorübergehen! Es war wohl dieses aristokratische Pfötchen, das er wahrgenommen; es war dieselbe elegante Tournure, derselbe zugleich stolze und schüchterne Gang.

Der Puls von Babylas schlug zwanzig Schläge mehr in der Minute; er stieß einen Freudenschrei aus.

Bei diesem Schrei drehte die junge Hündin den Kopf um, nicht aus Coquetterie, sondern weil sie, so unschuldig sie war, ein zartes Herz besaß, und in diesem Schrei zugleich Liebe und Herzensangst erkannt hatte.

Sie sah Babylas wieder, den sie schon ein erstes Mal aus dem Augenwinkel erschaut hatte.

Was Babylas betrifft, der sie nur im Profil gesehen hatte, — es erfaßte ihn, als er sie von vorn sah, ein allgemeines Zittern. Babylas war sehr nervös geblieben; er hatte in seiner Jugend den Sanct-Veits-Tanz gehabt; er wurde, sagen wir, von einem allgemeinen Zittern erfaßt und fing an, kleine zärtliche, klagende Noten auszustoßen, wie sie die mit diesem Temperament begabten Personen hören lassen, wenn die Gemüthsbewegung ihre Kräfte übersteigt.

Als es diese Unruhe sah, die es vielleicht theilte, hatte das hübsche Thier eine Bewegung des Mitleids und machte ein paar Schritte gegen Babylas.

Einer unüberwindlichen Anziehungskraft nachgebend, war Babylas im Begriffe, sich zum Fenster hinauszustürzen, als die mit einer harten Stimme ausgesprochenen Worte hörbar wurden:

„Hier, Caramelle!"

Diese Worte waren offenbar die eines Herrn, denn, während sie einen Seitenblick auf Babylas warf, beeilte sich Caramelle, zu gehorchen.

Babylas hatte, wie gesagt, schon seinen Anlauf genommen, um aus dem Fenster zu springen; doch diese Stimme hielt ihn plötzlich auf. War das Gefühl, das ihn zurückhielt, die Furcht, Caramelle zu compromittiren? war es der etwas wenig ritterliche Instinkt der Selbsterhaltung? Das konnte man nie erfahren.

Gewiß ist, daß sich Babylas auf seine Hinterfüße setzte, mit seiner Pfote auf die Randleiste des Fensters schlug und ausrief:

„Caramelle! Caramelle! welch ein hübscher Name!"

Und er wiederholte in allen Tonarten:

„Caramelle! Caramelle! Caramelle!"

Vielleicht ist für unsere Leser der Name nicht so schön, als Babylas behauptete; doch er war so passend für den Balg von derjenigen, welche ihn trug, daß Babylas, der die Farbe liebte, auch den Namen lieben mußte.

Streng von seinem Herrn zurückgerufen, kam Caramelle mit gesenktem Kopfe zu diesem, nachdem er, wie gesagt, Babylas einen Blick voll tiefer Zärtlichkeit zugeworfen hatte.

Der Zustand, in dem Babylas die zwei Tage und die zwei Nächte vorher zugebracht, war ein so

verzweifelter, daß ihm dieser Blick von Caramelle ganz einfach ein Strahl des Paradieses dünkte.

Dergestalt, daß, nachdem er Caramelle — welche, wie zwei Tage vorher, an der Ecke der Rue de la Vieille-Estarpade verschwand, — mit den Augen gefolgt war, Babylas sich rückwärts warf, seine Freude auf alle Arten offenbarte, auf die es den Hunden ihre Freude zu offenbaren gegeben ist, auf die Stühle sprang, sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, seinem Schweife nachlief, seine Kameraden neckte, den Todten spielte, sein ganzes Repertoire die Revue passiren ließ, um, so viel es in seinen Mitteln lag, die unaussprechliche Glückseligkeit, die er empfand, auszudrücken.

Seine Kameraden hielten ihn für verrückt, und da es am Ende gute Hunde waren, so vergaßen sie ihren Groll und beklagten ihn aufrichtig.

Man behauptet, die Liebe mache besser: es ist etwas Wahres an dieser Behauptung, und wir werden einen neuen Beweis von dieser Wahrheit geben.

Wir haben gesagt, Babylas sei ein trotziger, mürrischer Hund mit einer Nuance von Bosheit gewesen; nun wohl, als hätte ihn der Zauberstab einer Fee plötzlich verwandelt, — in moralischer Hinsicht, wohl verstanden! — wurde er sanft und gutmüthig, wie das schwarze Lamm, von dem Hamlet spricht. Er ging auf seine Kameraden zu, machte ihnen offenherzige Entschuldigungen, bat sie redlich für sein Unrecht um Verzeihung, und flehte sie, nach dieser Abbitte, an, ihm wieder ihre Freundschaft zu schenken, indem er ihnen bei seiner Ehre die schwierigsten Re-

geln zu beobachten, die strengsten Pflichten zu erfüllen versprach.

Bei dieser Eröffnung berathschlagte die Gesellschaft. Der Neufundländer und der Bullenbeißer waren — einem ersten Gefühle nachgebend, das bei den Hunden, im Gegensatze zu den Menschen, wie es scheint, das schlechte ist, — der Neufundländer und der Bullenbeißer waren Anfangs der Meinung, ihn zu erwürgen, denn sie hielten seine Bekehrung nicht für aufrichtig; doch der weiße Pudel übernahm zum zweiten Male seine Vertheidigung und sprach so warm zu seinen Gunsten, daß er die ganze Versammlung zu seiner Ansicht hinzog.

Man stimmte ab, und mit Stimmenmehrheit der anwesenden Hunde gewährte man Babylas eine vollkommene Amnestie.

Der weiße Pudel ging auf ihn zu, reichte ihm die Pfote und die angesehensten Mitglieder der Versammlung schenkten ihm wieder ihr Vertrauen und versprachen ihm ihre Freundschaft.

Von diesem Augenblicke an ließ Babylas das Fenster nicht mehr öffnen, ohne zuvor seine Kameraden um Erlaubniß gefragt zu haben; und da sich die Temperatur von Tag zu Tag milderte, so wurde ihm diese Erlaubniß artig bewilligt, — selbst vom Windhunde, der fortwährend schnatterte, aber gestand, es geschähe aus Gewohnheit.

XXV.

Ein Herr, der wissen will, ob er ins Paradies kommt.

So gingen die Dinge seit bald einem Monat.

Fast alle Tage, zur selben Stunde, kam Caramelle vorüber und sandte mit dem Blicke tausend Zärtlichkeiten dem glücklichen Babylas zu, der, ganz nun von den Süßigkeiten einer platonischen Liebe erfüllt, sich mit diesen Blicken begnügte, — zurückgehalten durch den Eindruck, den auf sein, wir haben es zugestanden, sehr reizbares Nervensystem die Härte der Stimme des Herrn von Caramelle hervorgebracht. Vielleicht hatte Babylas diese Geduld auch nur, weil Carmelle, sei es mit dem Blicke, sei es mit der Stimme, Babylas zu verstehen gegeben hatte, früher oder später werde sie Gelegenheit finden, zu entwischen, um auf eine mehr unmittelbare Art seine Liebe zu erwiedern.

Es geschah nun, daß ein paar Wochen nach der Nacht, wo Jean Taureau Herrn von Valgeneuse beinahe zuerst erstickt, sodann erschlagen und endlich ertränkt hätte, ungefähr zur Stunde, wo Caramelle vorüberzukommen pflegte, ein Herr in einem Ueberrock, à la propriétaire gekleidet, — obschon die Temperatur diese Vorsichtsmaßregel durchaus nicht rechtfertigte, — mit einer Brille auf der Nase und in der Hand ein spanisches Rohr mit Vermeilknopf haltend, plötzlich in das Laboratorium der Schwarzkunst der Rue d'Ulm eintrat.

Die Herrin der Anstalt war an dem gewöhnlichen Platze, wo sie die Kunden erwartete.

„Seid Ihr die Brocante?" fragte rasch der Fremde.

„Ja, mein Herr," antwortete diese mit einem gewissen Beben, über das sie, wie Babylas, nicht Meisterin war, so oft sie eine etwas rauhe Stimme hörte.

„Ihr seid Zauberin?"

„Das heißt Kartenschlägerin."

„Ich glaubte, das sei dasselbe."

„Ungefähr; man darf es indessen nicht vermengen."

„Gut, vermengen wir nicht; ich komme, um Eure Wissenschaft zu befragen, Mutter."

„Verlangt der Herr das kleine oder das große Spiel?"

„Das große Spiel, alle Wetter! das große Spiel!" erwiederte der Herr, eine starke Prise Tabak schlürfend. „Was ich zu wissen wünsche, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß das Spiel nicht zu groß zu sein vermöchte."

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er eine gute Heirath machen werde?"

„Nein, Mutter, nein, da das Heirathen an und für sich ein Uebel ist, so kann keine Heirath gut sein."

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er von einem von seinen Verwandten erben werde?"

„Ich habe nur eine Tante, und ich gebe ihr eine Leibrente von sechshundert Livres."

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er ein hohes Alter erreichen werde?"

„Nein, gute Frau, ich habe schon viel gelebt für

mein Alter, und dennoch bin ich keineswegs begierig, zu erfahren, wann ich sterben werde."

„Ah! ich verstehe: dann wünscht der Herr seine Heimath wiederzusehen?"

„Ich bin von Montrouge, und wer Montrouge einmal gesehen hat, wünscht es nie wieder zu sehen."

„Nun denn," sagte die Brocante, befürchtend ein längeres Verhör, das so neben die Wünsche des Besuches griff, könnte ihrem Ansehen als Zauberin schaden, „was wünschen Sie?"

„Ich wünsche," antwortete der geheimnißvolle Fremde, „ich wünsche zu wissen, ob ich in das Paradies komme?"

Die Brocante gab Zeichen des höchsten Erstaunens von sich.

„Nun," fragte der Herr von Montrouge, „was ist dabei so Außerordentliches? Ist es schwieriger, in der andern Welt zu sehen, als in dieser?"

„Mit Hülfe der Karten, mein Herr, kann man überall sehen," erwiederte die Brocante.

„Sie sollen also schauen!"

„Babolin," rief die Alte, „das große Spiel!"

Babolin, der in der Ecke des Zimmers lag und beschäftigt war, dem weißen Pudel eine Lection im Domino zu geben, Babolin stand auf und holte das verlangte große Spiel.

Die Brocante nahm ihre Stellung, rief Phares, — der den Kopf nachlässig unter seinem Flügel verborgen schlief, — hieß ihre Hunde einen Kreis bilden, während sie in ihrer mütterlichen Schwäche Babylos am Fenster ließ, und ging ungefähr zu Werke, wie wir dies für Justin haben thun sehen.

Es waren übrigens dieselben Personen in einem andern Rahmen, außer Rose-de-Noël, welche abwesend, und außer Justin, der durch den Herrn von Montrouge ersetzt wurde.

„Sie wissen, es kostet dreißig Sous?" sagte die Brocante.

Trotz der Verbesserung, welche in ihrem Hauswesen eingetreten war, hatte sie ihre Preise nicht erhöhen zu müssen geglaubt.

„Dreißig Sous, gut!" erwiederte der Herr, während er majestätisch eines von jenen Dreißig-Sous-Stücken hinwarf, deren Kupfer man durch die Versilberung sah, und die schon damals in den Zustand von Medaillen überzugehen anfingen, „ich kann am Ende wohl dreißig Sous wagen, um zu erfahren, ob ich ins Paradies komme."

Die Brocante fing an zu schneiden und wieder zu schneiden, das Spiel zu schlagen und wieder zu schlagen und in einem Halbkreise die Karten auf ihrem Brette auszubreiten.

Man war gerade beim Interessantesten der Wahrsagerei und schon schickte sich der, vom Kreuzkönig bezeichnete, heilige Petrus an, wie der von der Zauberin von Endor heraufbeschworene Schatten von Samuel, die Mysterien der obern Welt zu entschleiern, als Babylas, der wie immer aufrecht an seinem Fenster stand, Caramella erblickte, welche, ihr Versprechen haltend, allein, leicht, schlank, zierlich, frischer, heiterer, zärtlicher, herausfordernder als je durch die Straße kam.

„Caramella, Caramella, allein!" rief Babylas. „Ah! Du hast also dein Versprechen gehalten, an-

betungswürdige Hündin . . . Ich kann nicht widerstehen, Caramella, oder den Tod!"

Und rasch aus dem Fenster springend, verfolgte Babylas sein Ideal, das ihn fortwährend mit dem Blicke rief, indeß es im Trabe ging, um so schnell als möglich in der benachbarten Straße zu verschwinden, und zwar, während der Herr geduldig seine Antwort erwartete.

Die Brocante kehrte der Straße den Rücken zu; bei dem Lärmen aber, den Babylas, aus dem Fenster springend, machte, wandte sie sich um.

Diese Bewegung, obschon sie die ganze Schnelligkeit der mütterlichen Sorgfalt hatte, war noch zu langsam, im Vergleiche mit dem Liebesbeginn der von Babylas, denn sich umwendend, erblickte die Brocante nur noch das Hintertheil ihres Hundes, welcher eben verschwand.

Bei diesem Anblicke vergaß die Brocante Alles: sowohl den Mann von Montrouge, der zu wissen wünschte, ob er ins Paradies käme, als die angefangene Consultation und das Dreißig-Sous-Stück, das sie bezahlen sollte, um sich nur noch ihres theuren Babylas zu erinnern.

Sie stieß einen Schrei aus, warf fern von sich das Brett und die Karten, stieg mit der erhobenen Schamlosigkeit großer Leidenschaften über die Brustlehne des Fensters, ließ sich auf die Straße hinabgleiten und fing an Babylas zu verfolgen.

Phares, als er seine Gebieterin durch das Fenster, statt durch die Thüre, wie es ihre Gewohnheit war, weggehen sah, glaubte ohne Zweifel, es brenne im

Hause, stieß einen Schrei aus und schwang sich auf die Straße.

Als sie die Brocante und die Krähe entflogen sahen, und ohne Zweifel neugierig, zu erfahren, welche Ereignisse die Liebschaft von Babylas erwarteten, stürzten die Hunde ebenfalls aus dem Fenster, rasch und gedrängt, wie die berühmten Schafe von Panurgos, welche, seitdem sie von Rabelais erfunden worden sind, als Vergleichungspunkt für jeden in Gesellschaft springenden Trupp dienen.

Babolin endlich, als er Babylas abgegangen, die Brocante verschwunden, Phares entflogen und den letzten der Hunde auf der Straße sah, bestieg schon das Fenster, so mächtig wirkt das Beispiel, als ihn der Herr von Montrouge am Boden seiner Hose festhielt.

Es herrschte einen Augenblick ein Kampf, ob der Herr es wäre, der den Boden der Hose von Babolin würde loslassen, oder ob Babolin die Brustlehne des Fensters losließe; als er das sah, sagte der Herr von Montrouge, der ohne Zweifel die Brustlehne für solider hielt, als die Hose:

„Mein Freund, Du bekommst fünf Franken, wenn Du . . .“

Er hielt inne, denn er kannte den Werth eines unterbrochenen Satzes.

Babolin ließ auf der Stelle die Brustlehne los und blieb wagrecht an der Hand des Herrn hängen.

„Wenn was?“ fragte er.

„Wenn Du machst, daß ich Rose-de-Noël sprechen kann.“

„Wo ist das Geldstück?“

„Hier," erwiederte der Herr, indem er es ihm in die Hand gab.

„Aechte fünf Franken!" rief der Straßenjunge.

„Schau," sagte der Herr.

Babolin schaute, doch am Zeugniß seiner Augen zweifelnd, rief er:

„Laßt sehen, wie das klingt."

Und er ließ das Geldstück, das einen silbernen Klang von sich gab, auf den Boden fallen.

„Sie sagen, Sie wollen Rose-de-Noël sehen?"

„Ja."

„Doch nicht, um ihr etwas zu Leide zu thun?"

„O nein! ganz im Gegentheile."

„Dann lassen Sie uns hinaufgehen," erwiederte Babolin.

Und er öffnete die Thüre und eilte nach der Treppe des Entresol.

„Gehen wir hinauf," rief der Herr, der die Stufen der Treppe mit einer Geschwindigkeit, ähnlich der erstieg, die er angewandt hätte, um die Stufen des Paradieses zu ersteigen.

In einem Augenblicke waren sie vor der Thüre von Rose-de-Noel, wo der Herr nur anhielt, um aus einer Porzellandose eine ungeheure Prise Tabak zu nehmen und seine Brille auf seine Nase niederzudrücken.

XXVI.

Was der Herr von Montrouge wirklich bei der Brocante wollte.

In dem Augenblicke, wo der Herr von Montrouge, dem Babolin voranschritt, seine lange Gestalt beugte, um seinen Kopf nicht an das Gesims zu stoßen und wie ein Wiesel durch die ein wenig geöffnete Thüre schlüpfte, saß Rose-de-Noël an einem Lacktischchen, einem Geschenke von Regina, und unterhielt sich damit, daß sie Blumen, ein Geschenk von Petrus, colorirte.

„Höre, Rose-de-Noël,“ sagte Babolin, „da ist ein Herr von Montrouge, der Dich sprechen will.“

„Mich?“ fragte Rose-de-Noël, den Kopf erhebend.

„Dich in Person.“

„Ja, Sie, meine liebe Kleine,“ sprach der Herr, während er seine blaue Brille auf seine Stirne emporschob, um das Kind mit seinen Augen zu sehen, welche durch die Stellung von zwei Gläsern zwischen sie und den Gegenstand, auf den sie sich hefteten, mehr gehindert, als unterstützt zu sein schienen.

Rose-de-Noël stand auf. Sie war seit drei Monaten außerordentlich gewachsen. Es war nicht mehr das krankhafte, verkrümmte Kind, das wir in der Rue Triperet gesehen; es war ein allerdings noch bleiches, mageres, schwächliches Mädchen; doch ihre Magerkeit und ihre Bläſſe kamen offenbar von ihrem Wachsen. In eine ihrer Organisation mehr sympathetische Sphäre versetzt, hatte sich ihre Gestalt entwickelt; es war eine zärtliche, biegsame, junge Staude,

immer bereit, sich beim geringsten Winde zu beugen, aber schon in Blüthe.

Sie grüßte den Herrn von Montrouge, schaute ihn mit ihren großen Augen erstaunt an, und sprach:

„Nun, mein Herr, sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben."

„Mein Kind," erwiederte der Herr mit seinem sanftesten Tone, „ich bin von Personen abgesandt, die Sie ungemein lieben."

„Von der Fee Carita?" rief das Kind.

„Nein, ich kenne die Fee Carita nicht," erwiederte lächelnd der Herr.

„Von Herrn Petrus?"

„Auch nicht von Herrn Petrus."

„Also," fuhr Rose-de-Noël fort, „also muß es von Herrn Salvator sein!"

„Ganz richtig," antwortete der Herr von Montrouge, „von Herrn Salvator."

„Ah! mein guter Freund Salvator," rief das kleine Mädchen, „er vergißt mich also, daß ich ihn wenigstens vierzehn Tage nicht gesehen habe?"

„Aus diesem Grunde komme ich. „„Mein lieber Herr,"" sagte er zu mir „„suchen Sie Rose-de-Noël auf, beruhigen Sie sie über meine Gesundheit, und bitten Sie sie, auf die Fragen, die Sie an sie machen werden, zu antworten, als ob sie mir selbst antworten würde.""

„Also," erwiederte Rose-de-Noël, ohne sich beim letzten Theile des Satzes aufzuhalten, „Herr Salvator ist also wohl?"

„Sehr wohl!"

„Wann werde ich ihn sehen?"

„Morgen, übermorgen vielleicht . . . Für den Augenblick ist er sehr beschäftigt: darum bin ich in seinem Namen gekommen.“

„Dann setzen Sie sich, sagte Rose-de-Noël, indem sie dem Herrn von Montrouge einen Stuhl zuschob.

„Was Babolin betrifft, als er sah, daß Rose-de-Noël mit einem Freunde von Salvator war, und folglich nichts zu befürchten hatte, überdies begierig, zu erfahren, was aus Caramelle, Babylas, den andern Hunden, Phares und der Brocante geworden, — Babolin schlich sich sachte davon, während der Herr von Montrouge Platz nahm, seine Brille wieder auf seine Nase setzte und eine Prise Tabak schlürfte.

Als er sich sodann wohl versichert hatte, die Thüre sei wieder hinter Babolin geschlossen, fuhr der Unbekannte fort:

„Ich sagte Ihnen, mein Kind, Herr Salvator habe mich beauftragt, mehrere Fragen an Sie zu richten.“

„Thun Sie das, mein Herr.“

„Und Sie werden offenherzig antworten?“

„Sobald Sie im Auftrag von Herrn Salvator kommen . . .“ sagte Rose-de-Noël.

„Lassen Sie hören, erinnern Sie sich Ihrer ersten Jahre?“

Rose-de-Noël schaute den Fragenden starr an.

„Was verstehen Sie hierunter, mein Herr?“

„Ich frage, zum Beispiel, ob Sie sich Ihrer Verwandten erinnern?“

„Welcher?“

„Ihres Vaters und Ihrer Mutter.“

„Ein wenig meines Vaters; meiner Mutter gar nicht."

„Und Ihres Oheims?"

Rose-de-Noël erbleichte merkbar.

„Welches Oheims?" fragte sie.

„Ihres Oheims Gérard."

„Meines Oheims Gérard?"

„Ja; würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?"

Ein leichtes Zittern fing an, die Glieder von Rose-de-Noël zu bewegen.

„Ah!" sagte sie, „gewiß. Haben Sie Kunde von ihm?"

„Ich habe welche!" antwortete der Herr.

„Er lebt also noch?"

„Er lebt noch!"

„Und . . .?"

Das Mädchen zögerte; man sah, daß sie sich gewaltig anstrengte, um einen unüberwindlichen Widerwillen zu bekämpfen.

„Und Madame Gérard?" sagte der Herr von Montrouge, indem er seine Brille emporhob und auf sie kleine durchdringende Augen heftete, welche die Zaubermacht des Basilisks zu haben schienen.

Als aber Rose-de-Noël den Namen von Madame Gérard aussprechen hörte, warf sie sich, einen Schrei ausstoßend, zurück, glitt von ihrem Stuhle herab und wurde von einem erschrecklichen Nervenanfalle ergriffen.

„Teufel! Teufel! Teufel!" sagte der Herr von Montrouge, während er seine Brille wieder auf

seine Nase setzte, „man könnte vermuthen, diese kleine Zigeunerin habe Nerven wie eine Prinzessin!"

Und er versuchte es, sie wieder auf den Stuhl zu setzen; doch das Kind krümmte sich, als wäre es vom Starrkrampfe befallen.

„Hm!" murmelte der Herr umherschauend, „das wird peinlich!"

Er erblickte das Bett von Rose-de-Noël, nahm das Kind in seine Arme und trug es auf dieses Bett.

„Kleine Schelmin!" sagte er immer mehr verlegen; „hat man je dergleichen gesehen? gerade beim interessantesten Orte anhalten!"

Er zog einen Flacon aus seiner Tasche und ließ sie davon einathmen; doch bald, als ob ein neuer Gedanke sich in seinem Geiste klar machte, entfernte er von der Nase des Kindes den Flacon, den er schon daran gehalten hatte.

„Ah! ah!" sagte er, „mir scheint, die Sache beruhigt sich."

Die Bewegungen des Körpers von Rose-de-Noël wurden in der That minder heftig, und die Convulsionen wandten sich einer einfachen Ohnmacht zu.

Der Unbekannte wartete, bis der letzte Schauer erloschen war, und Rose-de-Noël auf ihrem Bette so unbeweglich, als wäre sie todt, ausgestreckt lag.

„Gut!" murmelte er, „benützen wir diesen Umstand."

Und er ließ Rose-de-Noël bewegungslos auf dem Bette ausgestreckt, ging auf eine Thüre zu und öffnete sie.

„Ein Cabinet ohne Ausgang," sagte er.

Sodann das Fenster öffnend:

„Und dieses Fenster?"

Er neigte sich hinaus.

„Kaum zwölf Fuß!"

Dann ging er zur Eingangsthüre, nahm mit einer Hand den Schlüssel aus dem Schlosse, während er mit der andern ein Stück Wachs aus der Tasche zog, näherte seine beiden Hände einander und machte mit dem Wachse einen Abdruck vom Schlüssel.

„Bei meiner Treue," sagte er, „es ist noch ein Glück, daß die Kleine ohnmächtig geworden: wir wären genöthigt gewesen, durch Schätzung zu Werke zu gehen, und das ist immer weniger sicher, während nun . . ."

Er schaute den Abdruck an und verglich ihn mit dem Schlüssel.

„Während wir nun mit Sicherheit verfahren werden," sagte er.

Und er steckte das Stück Wachs in seine Tasche, den Schlüssel ins Schloß, schloß die Thüre wieder und sprach:

„Ah! man muß immer auf den guten Voltaire zurückkommen: „„Alles steht aufs Beste in dieser bestmöglichen Welt!"" Und dennoch . . ."

Der Unbekannte kratzte sich am Ohr, wie ein Mensch, der zwischen einem guten und einem schlechten Gefühle schwankt; das gute gewann — seltsam! — die Oberhand.

„Und dennoch kann ich dieses Kind nicht in seinem Zustande verlassen!" sagte er.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Wer Ihr auch sein möget, tretet ein, Sacredi!" rief der Herr.

Die Thüre öffnete sich in der That ziemlich heftig, und Ludovic erschien.

„Ah! bravo!" rief der Herr von Montrouge; „Sie kommen teufelmäßig gelegen, mein junger Aesculap, und hat je ein Arzt auf den Ruf geantwortet, so können Sie sich rühmen, daß Sie es sind."

„Herr Jackal!" sagte Ludovic erstaunt.

„Ihnen zu dienen, lieber Herr Ludovic," erwiederte der Polizeimann, indem er dem jungen Doctor eine Prise aus seiner Tabaksdose bot.

Ludovic schob aber die Hand von Herrn Jackal zurück, trat ans Bett und sagte, als hätte er das Recht, zu fragen:

„Mein Herr, was haben Sie diesem Kinde gethan?"

„Ich, mein Herr?" antwortete Herr Jackal sanftmüthig; „durchaus nichts! Doch es scheint, sie ist Krämpfen unterworfen."

„Allerdings, mein Herr, aber nicht ohne Ursache," entgegnete Ludovic.

Und er tauchte sein Sacktuch in einen Topf voll Wasser und drückte es an die Stirne und an die Schläfe des Mädchens.

„Was haben Sie ihr denn gesagt? was haben Sie ihr denn gethan?"

„Gethan? nichts . . . Gesagt? wenig . . ." antwortete laconisch Herr Jackal.

„Aber . . .?"

„Mein Gott! mein lieber Herr Ludovic, Sie wissen, daß die Bettler, die Zauberer, die Schwarz=

künstler, die Zauberlaternen zeigen, Zigeuner und Kartenschläger zu meiner Gerichtsbarkeit gehören."

„Ja."

„Nun, da die Brocante, mit ihren Hunden und mit ihrer Krähe ausziehend, vergessen hatte, mir das neue Quartier mitzutheilen, wo es ihr ein Domicil zu wählen gefallen, so mußte ich sie durch meine Leute aufspüren lassen. Sie entdeckten, daß sie in der Rue d'Ulm wohnte, und machten mir ihre Meldung. Da ich weiß, daß sie zu den Freundinnen von Herrn Salvator gehört, den ich von Herzen liebe, so begab ich mich alsdann zu ihr, statt sie zu verhaften und nach der Salle Saint-Martin bringen zu lassen, wie es mein Recht und meine Pflicht war; doch wie es scheint, war sie seit einem Augenblick durch das Fenster weggegangen, gefolgt von ihren Hunden und ihrer Krähe, so daß ich das Haus leer und die Thüre offen fand. Ich forschte nach, erblickte eine Treppe, stieg diese Treppe hinauf und klopfte an eine Thüre; wie ich Ihnen so eben sagte, sagte man mir: „„Herein!"" wie Sie thaten, habe ich gethan; nur, statt die kleine Rose-de-Noël ohnmächtig zu finden, fand ich sie an diesem Tische Bilder colorirend. In Abwesenheit ihrer Mutter, und um nicht einen unnöthigen Gang gemacht zu haben, befragte ich sie; doch während sie mit mir von ihrer Kindheit, von ihren Eltern, von einer gewissen Madame Gérard, welche ihr, ich weiß nicht was, war, sprach, fiel sie in Ohnmacht . . . Ich nahm sie in meine Arme, trug sie auf ihr Bett, und legte sie eben sehr zart darauf nieder, wie Sie sehen, mein lieber Herr Ludovic, als das Glück Sie herbeiführte."

Alles dies schien so einfach und so natürlich, daß Ludovic nicht einen Augenblick zweifelte, die Sache habe sich so zugetragen.

„Nun wohl, mein Herr," sagte er, „haben Sie nun neue Zweifel über die Brocante, so sind wir, Herr Salvator und ich, bereit, darauf zu antworten. An uns müssen Sie sich also wenden."

Herr Jackal verbeugte sich.

„Unter einem solchen Patronate, Herr Ludovic," erwiederte er. „Doch ich glaube zu bemerken, daß das Kind einige Bewegungen macht."

„In der That," sprach Ludovic, der die Stirne von Rose=de=Noël zu befeuchten fortgefahren hatte, „ich glaube, wie Sie, daß sie die Augen öffnen wird."

„In diesem Falle entferne ich mich," sagte Herr Jackal, „meine Gegenwart wäre ihr vielleicht peinlich . . . Drücken Sie ihr, Herr Ludovic, ich bitte Sie, mein ganzes Bedauern aus, daß ich die unschuldige Ursache eines solchen Unfalls gewesen bin..."

Und nachdem er Ludovic eine zweite Prise angeboten, die der junge Arzt wie die erste ausschlug, ging Herr Jackal in der That aus dem Zimmer mit einer Geberde, die seine Verzweiflung bezeichnete, daß er eine solche Unruhe im Hause der Freundin von Ludovic und Salvator verursacht habe.

XXVII.

Fantasie für zwei Stimmen und vier Hände über die Erziehung der Menschen und der Hunde.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal rasch die Treppe des Entresol von Rose-de-Noël hinabstieg, war die Stube von Brocante noch von ihren gewöhnlichen Bewohnern verlassen, momentan aber von einem außerordentlichen Bewohner besetzt.

Unter der allgemeinen Verwirrung, welche das Entweichen von Babylas verursacht hatte, trat der Eigenthümer von Caramelle, — den wir an der harten Stimme kennen, die Babylas einen Schauer in den Leib gejagt hatte, — nachdem er sie hatte sich um die Straßenecke drehen sehen, nachdem er Babylas hatte aus dem Fenster springen, dann Brocante Babylas folgen, dann Phares der Brocante folgen, dann die anderen Hunde Phares folgen und endlich, fünf Minuten nachher, Babolin den Marsch schließen sehen, — der Eigenthümer der Caramelle, sagen wir, mochte er nun zu einem Zwecke, der uns später entdeckt werden wird, das Rendez-vous der zwei Verliebten vorbereitet haben, mochte er kein Interesse auf das Verlöbniß seiner Mündel legen, trat durch die Thüre bei Brocante eine Secunde, nachdem Babolin durch das Fenster weggegangen war, ein.

Die Wohnung war völlig verlassen, was unsern Mann durchaus nicht in Erstaunen zu setzen schien.

Die Hände in die weiten Taschen seines Ueberrocks steckend, fing er auch mit einer ziemlich gleich-

gültigen Miene an, das Zimmer in Augenschein zu nehmen. Diese Gleichgültigkeit, die ihm das Ansehen eines ein Museum besichtigenden Engländers gab, verschwand indessen beim Anblicke einer reizenden Skizze von Petrus, die drei Hexen von Macbeth vorstellend, wie sie eben ihr Höllenwerk um ihren Kessel vollführen.

Er näherte sich rasch dem Bilde, hakte es von der Mauer ab, schaute es zuerst mit Vergnügen, sodann mit Liebe an, wischte sorgfältig mit seinem umgekehrten Aermel den Staub ab, mit dem es bedeckt war, und folgte bis in die entferntesten Winkel den wunderbaren Einzelheiten; und endlich, nachdem er ihm alle Mienen gemacht hatte, die ein Liebhaber dem Portrait seiner Geliebten machen könnte, schob er es in die weite Tasche seines Ueberrocks, ohne Zweifel, um es zu Hause mehr mit Muse betrachten zu können.

Herr Jackal trat in die Stube der Brocante gerade in dem Momente ein, wo das Bild in der Tasche des Unbekannten verschwand.

„Gibassier!“ rief Herr Jackal halb erstaunt; denn der Polizeichef war zu verständig, um Gibassier gegenüber ganz erstaunt zu sein. „Sie hier? ich glaubte, Sie seien in der Rue des Postes.“

„Caramelle und Babylas sind dort,“ antwortete sich verbeugend der berühmte Graf Bagnères de Toulon. „Nachdem die Sache vollführt war, glaubte ich, Euer Excellenz könnte meiner bedürfen, und ich bin gekommen.“

„Die Absicht war gut, und ich danke Ihnen dafür; doch ich weiß Alles, was ich wissen wollte . . .

Kommen Sie, mein lieber Gibassier, wir haben nichts mehr hier zu thun."

„Es ist wahr," antwortete Gibassier, dessen Worte seine Augen Lügen straften, „wir haben nichts mehr hier zu thun."

Doch der große Gemäldeliebhaber hatte auf der andern Seite des Zimmers ein Bild ungefähr von demselben Umfange wie das, welches er schon besaß, bemerkt, ein Bild, das ihm ein Faust mit Mephistopheles reitend zu sein dünkte, und während er diese Worte sprach, fühlte er sich unwiderstehlich zu Faust gerufen, wie er sich zu den Hexen hingezogen gefühlt hatte.

Gibassier besaß eine große Selbstbeherrschung, und diese Selbstbeherrschung verdankte er der Stärke seines Raisonnements. Er blieb also stehen und murmelte beiseit:

„Im Ganzen, was hindert mich, dieser Tage wiederzukommen? Es wäre zu albern, nicht das Seitenstück zu erlangen, wenn es so wohlfeil ist! Ich werde mich morgen oder übermorgen wieder einfinden."

Und nachdem er sich selbst diese Versicherung einer baldigen Rückkehr gegeben, folgte Gibassier Herrn Jackal, der schon die Hausthüre geöffnet hatte, und, da er die Tritte seines Untergebenen nicht hinter sich hörte, sich umwandte, um ihn nach der Ursache seines Verzugs zu fragen.

Gibassier begriff vollkommen die Besorgniß von Herrn Jackal.

„Hier bin ich," sagte er.

Herr Jackal machte seinem Manne ein Zeichen

der Zufriedenheit, wachte darüber, daß er die Thüre sorgfältig schloß, und sagte, als er in der Rue d'Ulm war:

„Wissen Sie, Gibassier, daß sie da eine köstliche Hündin haben, ein wahrhaft seltenes Thier!"

„Es ist mit den Hunden wie mit den Kindern," erwiederte Gibassier sententiös: „nimmt man sich ihrer frühzeitig an, so kann man aus den einen wie aus den andern durchaus Alles machen, was man will, das heißt, sie nach Belieben zu guten oder schlimmen, zu frommen oder ruchlosen, zu blödsinnigen oder zu verständigen Subjecten bilden; es handelt sich nur darum, sich Zeit dazu zu gönnen; prägen Sie ihnen nicht von ihrer frühen Kindheit an die strengsten Grundsätze ein, so werden Sie nichts von Bedeutung aus ihnen machen; mit drei Jahren ist ein Hund unverbesserlich, wie ein Knabe mit fünfzehn; denn Sie wissen, Excellenz, die Fähigkeiten beim Menschen, der Instinkt bei den Thieren entwickeln sich nach Maßgabe der Länge des Daseins."

„Ich weiß das, ja, Gibassier; doch die bekanntesten Wahrheiten nehmen, wenn sie durch Ihren Mund kommen, ein höchst ergötzliches Ansehen von Neuheit an, Gibassier!"

Gibassier neigte bescheiden den Kopf.

„Ich habe meine ersten Studien im Seminar gemacht, Excellenz," sagte er, „und ich habe sie unter den Blicken der geschicktesten Theologen vollendet, denn ich verfolgte sie alle Tage; doch, ich muß es sagen, was ich ganz besonders studirt habe, Excellenz, ist die Art, die Jugend zu unterrichten, zu bilden oder zu verbilden. Oh! es sind in dieser Hinsicht

große Männer, meine Lehrer, die Jesuiten! so groß, daß ich gestehe, ich konnte ihnen nicht immer auf die Terrains folgen, auf die sie mich ziehen wollten. Indessen, obgleich zuweilen in Dessidenz mit ihnen über gewisse Erziehungspunkte, glaube ich doch viel von ihrer Schule profitirt zu haben, und werde ich je Minister des öffentlichen Unterrichts, so wird mein erster Act eine vollständige, radicale, absolute Reform unseres ganzen, in tausend und einer Beziehung mangelhaften, Erziehungssystems sein."

„Ohne ganz Ihre Ansichten hierüber zu theilen," erwiederte Herr Jackal, „glaube ich, daß es viel bei dieser ernsten Frage zu thun gibt. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, es ist nicht so sehr die Erziehung der Kinder, was mich in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, als die Art, wie Sie verfahren mußten, um Ihre Hündin Caramelle zu erziehen."

„Ah! ganz einfach, Excellenz."

„Nun?"

„Mit wenig Sanftmuth und viel Schlägen."

„Seit wann haben Sie sie, Gibassier?"

„Seit dem Tode der Marquise."

„Was nennen Sie die Marquise?"

„Eine Geliebte von mir, Excellenz, welche zugleich die Geliebte von Caramelle war."

Jackal hob seine Brille auf und schaute Gibassier an.

„Sie liebten eine Marquise?" fragte er.

„Wenigstens wurde ich von ihr geliebt, Excellenz," erwiederte Gibassier mit bescheidener Miene.

„Eine ächte Marquise?"

„Ich stehe Ihnen nicht dafür, Excellenz, daß sie je in die Carrossen des Königs gestiegen ist, . . . doch ich habe ihre Titel gesehen."

„Meine Glückwünsche, Gibassier, und zugleich meine Beileidsbezeigungen, da Sie mir zugleich das Leben und den Tod dieser aristokratischen Person mittheilen . . . Sie ist also todt?"

„Sie behauptet es wenigstens."

„Sie waren nicht in Paris in dem Augenblicke, wo die Katastrophe eingetreten ist, Gibassier?"

„Nein, Excellenz, ich war im Süden."

„Wo Sie für Ihre Gesundheit reisten, wie Sie mir zu sagen die Ehre angethan haben?"

„Ja, Excellenz . . . Eines Morgens wurde ich von Caramelle eingeholt, welche der stumme, wenn auch nicht blinde Zeuge unserer Liebschaft war. Sie trug an ihrem Halse einen Brief, in dem mir die Marquise ankündigte, auf dem Punkte, in einer benachbarten Stadt den Geist aufzugeben, schicke sie mir Caramelle, um mir ihr letztes Lebewohl zu überbringen."

„Ah! das zieht die Thränen in die Augen!" sagte Herr Jackal, indem er sich geräuschvoll schnäuzte trotz der Lehren „„des höflichen Schülers."" „Und Sie adoptirten Caramelle?"

„Ja, Excellenz. Ich hatte sechs bis acht Monate vorher ihre Erziehung begonnen: ich nahm sie wieder auf, wo ich sie verlassen hatte; sie wurde meine Spielgefährtin, die Vertraute meiner Leiden, und nach acht Tagen hatte ich kein Geheimniß mehr für sie."

„Rührende Freundschaft!" rief Herr Jackal.

„In der That, Excellenz, sehr rührend; denn in

einem Jahrhundert, wo die Interessen an die Stelle der Gefühle getreten sind, ist es rührend, uns die Thiere die Zeichen von Zuneigung geben zu sehen, die uns die Menschen verweigern."

„Ein bitterer, aber gerechter Gedanke, Gibassier!"

„Als ich nach einer gründlichen Prüfung sah, Caramelle sei verständig und empfindsam," fuhr Gibassier fort, „gedachte ich ihren Verstand auf die Probe zu stellen und ihre Empfindsamkeit zu benützen. Ich lehrte sie zuerst die reich gekleideten Personen von den ärmlich bedeckten unterscheiden; auf zweihundert Schritte erkannte sie den Bauernkerl oder den Edelmann, den Abbé oder den Notar, den Soldaten oder den Banquier. Doch ein instinctartiges Grauen, das ich nie bei ihr besiegen konnte, flößte ihr der Gendarme ein. Ich mochte ihr immerhin sagen, diese Wächter der Gesellschaft seien die geliebten Kinder der Regierung, — so bald sie einen von noch so fern roch, mochte er zu Fuße oder zu Pferde, als Bürger oder mit seiner Uniform bekleidet sein, kam sie zu mir mit gesenktem Schweife und ängstlichem Auge zurück und bezeichnete mir den Winkel des Horizonts, in dessen Richtung ihr Feind erscheinen sollte; um den armen Thieren nicht unnöthige Gemüthsbewegung zu verursachen, ging ich sodann vom Wege ab, und suchte irgend einen Schutzwinkel, wo der Blick vom natürlichen Feinde des armen Thieres nicht eindringen konnte. Ich kehrte von Toulon nach Paris zurück und nahm alle Vorsichtsmaßregeln . . ."

„Für sie, wohlverstanden; nicht für Sie?"

„Für sie! Dafür konnte sie auch in ihrer Dank-

barkeit nichts verweigern, nicht einmal die Dinge, welche am meisten Ueberwindung der Achtung kosten, die sie natürlich für sich selbst hat."

„Erklären Sie mir deutlich, was Sie damit sagen wollen, Gibassier; nach dem, was ich von Babylas gesehen, habe ich gewisse Pläne für Caramelle."

„Caramelle wird sich immer von den Plänen, die Sie mit ihr haben, äußerst geehrt fühlen, Excellenz."

„Ich höre . . ."

„Vernehmen Sie einen von den Diensten, den mir dieses reizende Thier leistete."

„Einen unter hundert?"

„Unter tausend, Excellenz! In einer Provinzstadt, in der wir ungefähr acht Tage wohnten, . . . es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, welche: die Provinzstädte sind wie die häßlichen Weiber; sie gleichen sich alle; — in einer Provinzstadt, durch die wir passirten, und wo ein Umstand, den ich Ihnen erzählen werde, uns nöthigte, ein paar Tage zu verweilen, wohnte die älteste Witwe des Departement, mit der ältesten kleinen Dogge des Departement versehen. Diese zwei Antiquitäten hatten das Erdgeschoß eines in einer der ödesten Straßen der Stadt liegenden Hauses inne, — die Rue d'Ulm des Ortes . . . Als ich eines Morgens an diesem Hause vorüberkam, erblickte ich die Marquise am Stickrahmen stickend, und die Dogge ihre beiden Pfoten auf die Brustlehne des Fensters gestützt."

„Sie verwechseln doch nicht mit dem Hunde der Brocante?"

„Excellenz, erweisen Sie mir die Ehre, zu glau-

ben, daß ich in meinen lichten Augenblicken, das heißt, wenn der Wind von Osten weht, wie Hamlet, wohl einen Falken von einer Nachteule zu unterscheiden weiß, um so mehr einen Pudel von einer kleinen Dogge."

„Ich habe Unrecht gehabt, Sie zu unterbrechen, Gibassier; fahren Sie fort, mein Freund; Sie sind wahrhaft der Vater der Entdeckungen, der Erfinder Ihrer Erfindungen."

„Ich würde mich mit diesem letzten Verdienste breit machen, kennte ich nicht, Dank sei es der umfassenden Bildung, die Sie mir zugestehen, das traurige Ende aller Erfinder."

„Ich beharre nicht hiebei."

„Und ich, Excellenz, knüpfe, mit Ihrer Erlaubniß, den Faden meiner Geschichte wieder an."

„Knüpfen Sie an, Améric Gibassier!"

„Ich vergewisserte mich vor Allem, daß das Haus nur von drei Personen bewohnt war: der Dogge, der Marquise und einer alten Magd; sodann, da ich im Vorübergehen durch das Fenster des Speisezimmers gesehen hatte . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin?"

„Nein; doch ich schätze Sie darum nur um so mehr, Gibassier."

Gibassier verbeugte sich.

„Da ich durch das Fenster des Speisezimmers," fuhr er fort, „zwei treffliche Watteaus, Scenen aus der italienischen Komödie vorstellend, gesehen hatte."

„Sie lieben auch die italienische Komödie?"

„In der Malerei, ja, Excellenz . . . Diese zwei Bilder erlangen, war also mein einziger Gedanke am

Tage, mein einziger Traum in der Nacht. Ich befragte Caramelle, da ich ohne ihre Mitwirkung nichts vermochte."

„„Hast du die Dogge der Witwe gesehen?"" fragte ich.

Das Thier machte die kläglichste Miene, die ich je gesehen.

„„Sie ist sehr häßlich!" fuhr ich fort.

„„Ah! ja!" gab sie mir ohne Zögern zu verstehen.

„„Ich bin mit dir einverstanden, Caramelle,"" fuhr ich fort; „„doch alle Tage siehst du in der Welt die bezauberndsten Mädchen die widerwärtigsten Doggen heirathen; das ist das, was man eine Heirath aus Vernunft nennt. Sind wir in Paris angekommen, so lasse ich dich im Théâtre de Madame ein Stück von Scribe sehen, das dir die Sache klar wie den Tag darthun wird. Ueberdies sind wir nicht in diesem Thale der Thränen, um hier Quecke zu pflücken und von Morgen bis zum Abend Bretzeln zu krumpeln. Könnten wir nur thun, was uns angewiesen ist, meine Liebe, so würden wir durchaus nichts thun. Man muß also über die Häßlichkeit der Dogge der Marquise weggehen, und ihr einige von den Blicken zusenden, die deine Gebieterin den Leuten so gut zusandte; ist alsdann die Dogge verführt, nun so erlaube ich dir, die Coquette zu spielen, und, wenn du sie gar aus dem Hause gelockt, und ihre Gebieterin hinter ihr, sie streng für ihre Eitelkeit zu bestrafen.""

Dieses letzte Raisonnement brachte auf Caramelle eine außerordentliche Wirkung hervor. Sie überlegte

einen Augenblick, und nach diesem Augenblicke der Ueberlegung antwortete sie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge sich zutrugen, wie Sie es vorhergesehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche schliesen, entäußerte ich mich derselben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denselben Preis zu kaufen?“

Gibassier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Also das Stück, das uns Caramelle gespielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Ist keine erste, sondern eine zweite Vorstellung.“

„Und Sie glauben, Gibassier,“ sagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphilosophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da sie ihrer Rolle sicher ist, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibassier diese Worte vollendete, erschien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Postes: es hatte sich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demselben Augenblicke wandten sich Herr Jackal und Gibassier um die Ecke der Rue des Ursulines.

„Es war Zeit!“ sagte Herr Jackal; „wurden

wir erkannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der ganzen liebenswürdigen Gesellschaft zu zanken."

„Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Excellenz?"

„Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Caramelle? Ich interessire mich für dieses treffliche Thier, das ich nöthig zu haben glaube, um einen Hund meiner Bekanntschaft zu entführen."

„Besorgt! warum?"

„Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?"

„Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist in Sicherheit."

„Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin sie Babylos gelockt hat."

„Ah! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten Sie! . . . Ist das nicht die Stühlevermietherin von Longue-Avoine?"

„Und die meinige, Excellenz."

„Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."

„Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle Tage älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an mein Seelenheil denke."

„Amen!" sprach Herr Jackal, indem er eine große Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie geräuschvoll schlürfte.

Und Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques hinab, bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder in seinen Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem Umwege die Rue des Postes, und trat bei der Stühlevermietherin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl hüten werden.

XXVIII.

Mignon und Wilhelm Meister.

Völlig wieder zu sich gekommen, heftete die kleine Rose-de-Noël ihre klaren, traurigen, besorgten großen Augen auf Ludovic. Sie wollte sprechen, um dem jungen Manne zu danken, oder um ihm die Ursachen ihrer Ohnmacht zu erzählen. Ludovic aber legte ihr die Hand auf den Mund, ohne selbst ein Wort zu reden, aus Furcht ohne Zweifel, sie jener Art von Schlummer zu entziehen, der gewöhnlich auf diese Krisen folgte.

Sobald sie dann die Augen wieder geschlossen hatte, neigte er sich gegen sie, als wollte er mit ihrem Geiste sprechen, und murmelte mit einer sanften Stimme:

„Schlummre ein wenig, meine kleine Rosa; Du weißt, wenn Du diese Art von Anfällen bekommst, ist eine Viertelstunde Ruhe nothwendig für Dich. Schlafe! wir werden plaudern, wenn Du wieder erwacht bist.“

„Ja,“ antwortete das Kind aus der Tiefe seines angefangenen Schlafes heraus.

Ludovic nahm nun einen Stuhl, stellte ihn geräuschlos zum Bette von Rose-de-Noël, setzte sich und träumte, den Kopf auf die Bettlade gestützt . . .

Wovon träumte er?

Müssen wir wirklich die süßen, keuschen Gedanken verrathen, die das Gehirn des jungen Mannes

während des sanften Schlafes von Rose-de-Noel durchzogen.

Sagen wir vor Allem, daß sie anbetungswürdig zu sehen war! Jean Robert hätte seine schönste Ode, Petrus seine schönste Skizze gegeben, um sie eine Minute anzuschauen: Jean Robert, um sie zu besingen, Petrus, um sie zu malen.

Es war die ernste Schönheit, die jungfräuliche, kränkliche Grazie, der matte, dunkle Teint von Mignon, von Göthe oder von Scheffer; es war die Darstellung des raschen Moments, wo das Kind Mädchen wird, wo die Seele einen Körper annimmt und der Körper eine Seele; es war endlich der Augenblick, wo, im Geiste des Dichters, der erste Liebesstrahl durch die Augen des Schauspielers geschleudert in das Herz der Zigeunerin eingedrungen ist.

Und Ludovic seinerseits bot wohl, man muß es sagen, einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Dichters von Frankfurt. Ein wenig müde des Lebens, bevor er in dasselbe eingetreten, hatte Ludovic den jungen Leuten der Zeit, die wir zu schildern suchen, und auf welche die verzweifelten, spöttischen Schöpfungen von Byron ihre poetische Entzauberung geworfen hatten, gemeinschaftlichen Fehler; Jeder hielt sich für bestimmt, der Held einer Ballade oder eines Dramas zu sein, Don Juan oder Monford, Steno oder Lora. Man füge dem bei, daß Ludovic als Arzt, und folglich Materialist, auf das Leben die Doctrinen der Wissenschaft angewandt hatte. Gewohnt, in das menschliche Fleisch einzuschneiden, hatte er bis dahin, wie Hamlet über den Kopf von Yorick philosophirend, die Schönheit als eine einen

Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken; nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffinirtesten Liebe zu Hülfe gerufen; Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist; so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte; sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreuungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

Er hegte eine erhabene Verachtung gegen die weibliche Intelligenz; er sagte, in der Regel seien die Frauen schön und dumm wie die Rosen, mit denen aus Gewohnheit die Dichter sie zu vergleichen die Impertinenz haben. Dem zu Folge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernste mit einer derselben zu sprechen, und hätte sie Frau von Staël oder Madame Roland geheißen. Diejenigen, welche jene Bewunderung zwingen, seien in der Natur Arten von Ungeheuren, Turgescenzen des Geschlechts, Abweichungen von der Race. Er stützte diese Theorie auf das Leben von Frauen des Alterthums, welche in Rom und in Griechenland in das Gynäceum oder in das Lupanar verbannt waren; gut, wie Louis, um Courtisanen zu machen, oder wie Cornelia um Matronen zu machen, bei den Türken in den Harem eingekerkert, und hier demüthig auf ein Zeichen des Herrn wartend, um es zu wagen, ihn zu lieben.

Man mochte ihm immerhin vorstellen, die Vielseitigkeit unserer Kenntnisse, unsere fünfundzwanzigjährige Erziehung geben in uns, die im Keime, in unserem Gehirn und in unserem Herzen niedergelegten Fähigkeiten entwickelnd, eine scheinbare Ueberlegenheit der Intelligenz über die Frau, doch es werde eine Zeit kommen, — und gewisse Ausnahmen beweisen, daß dieses Raisonnement kein Utopien sei, — doch es werde eine Zeit kommen, wo, da die Erziehung gleich unter den beiden Geschlechtern, auch die Intelligenz gleich sein werde; er wollte nichts glauben, und behauptete in Betreff der Frauen sein System eines vegetabilischen oder vielmehr animalischen Lebens.

Das war also, wie gesagt, ein übersättigtes Kind,

eine jungfräuliche Seele in einem verblühten Körper. Er glich jenen Tropenpflanzen, welche in unsern Gewächshäusern vergeilen und zu Grunde gehen. Doch es komme, statt der künstlichen Atmosphäre des Ofens, die fruchtbare Wärme der Sonne, und sie beleben sich und glänzen wieder.

Ludovic hatte übrigens kein Bewußtsein von dieser amalischen Vergeilung gehabt, in der er vegetirte. Erst in dem Augenblicke, wo die Liebe, diese befruchtende Sonne des Mannes und der Frau, ihn mit ihren wärmsten Strahlen zu überströmen anfing, sollte er sich wiedergeboren werden fühlen, sollten ihn seine Freunde blühen und befruchten sehen.

Während dieses keuschen Schlummers von Rose-de-Noël, von deren Gesichte sein Auge sich nicht trennen konnte, stiegen ihm, wie mit Wohlgerüchen geschwängerte Lüfte, jene Strömungen von Jugend und Liebe zu Gehirn, welche gewöhnlich die Sinne der zwanzigjährigen jungen Leute erfrischen; bei Ludovic waren sie um sieben bis acht Jahre im Verzuge.

Und während diese bezaubenden Athemzüge durch seine Haare strichen, fühlte er, wie die Wasserfülle einer Schleuse, seltsame Gedanken von einer unbekannten Träumerei und Süßigkeit seinem Herzen nahen.

Welchen Namen sollte er diesem Schauer geben, der seinen Körper in einem Augenblick durchlief? wie sollte er diese unbekannte Ausströmung, von der seine Stirne gebadet worden, nennen? was sollte er von dieser Bewegung sagen, welche seine Seele plötzlich ergriffen hatte, und zwar so heftig, so unversehens?

War es Liebe? nein, das war unmöglich! Konnte

er daran glauben, er, der seine Jugend damit zugebracht hatte, sie zu bekämpfen, zu schwächen, zu läugnen?

Und dann, konnte er Liebe für dieses Kind, für dieses kleine Kind ohne Mutter, für diese Zigeunerin fühlen? Nein, es war Interesse! . . .

„Ah! ja!" und Ludovic gestand sich selbst, er interessire sich sehr lebhaft für Rose-de-Noël.

Anfangs war es eine Art von Wette, die er mit der Krankheit gemacht, eine Probe, die er mit dem Tode spielte.

Beim ersten Blicke, den er auf Rose-de-Noël geworfen, hatte er gesagt:

„Gut! das ist ein Kind, das nicht leben wird!"

Dann hatte er sie wieder und wieder gesehen, im Atelier von Petrus, in ihrer Wohnung bei ihren Fieberunpäßlichkeiten, am Rande eines Grabens sitzend und von einem Sonnenstrahl verlangend, daß er sie wieder erwärme wie eine Blume, und er hatte gesagt:

„Wie Schade, daß das arme Kind nicht leben kann."

Dann war er ihr in der raschen Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten gefolgt, wie sie Verse mit Jean Robert sprach, Klavier bei Justin lernte, bei Petrus zeichnete, und er ihr, Ludovic, mit dem Silberklange ihrer Stimme und mit ihren großen von Fieber funkelnden Augen zugleich so tiefe und so kindliche Fragen machte, daß er manchmal nicht wußte, wie er darauf antworten sollte, und er hatte gesagt:

„Dieses Kind darf nicht sterben!"

Von diesem Augenblicke, und es waren ungefähr sechs Wochen, daß ihm dieser Ausruf entschlüpft war,

hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische in moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noël das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, auf ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam; wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfahl,

und daß er, am Fuße ihres Bettes sitzend, ihren Schlaf bewachte, sie mit dem Blicke nicht verließ, und sich selbst fragte, was in seinem eigenen Herzen vorgehe.

War es einfach Begierde, was er fühlte?

Nein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht Verlangen war; denn nie fiel ein keuscherer Blick auf einen unbefleckteren Leib.

Was war es denn?

Der junge Mann legte eine Hand an seine Stirne, um sie zu zwingen, zu denken; er hielt eine Hand an sein Herz, um sein Herz am Schlagen zu verhindern; doch sein Gehirn und sein Herz sangen einstimmig das reine, erhabene Lied der ersten Liebe, und er war genöthigt, auf sie zu hören.

„Ah! es ist Liebe!" sagte er, indem er seinen Kopf in seine beide Hände fallen ließ.

Ja, es war Liebe, und zwar von der jüngsten, der frischesten, der unschuldigsten, der jungfräulichsten Liebe, die in ein Herz, das im Verzuge ist, eindringen kann. Es war die glühende Sympathie oder freiwillige Zärtlichkeit einer verspäteten Seele für eine kaum erst erschlossene Seele. Die Lilienfee war über ihre Häupter hingegangen, und sie hatte ihre weißesten Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder entblättert.

Welche Frau wird je — und mit welchen Worten wird man es ihr sagen können? — die stummen, geheimnißvollen, unaussprechlichen Anbetungen erfahren, die das Herz eines Mannes bei den ersten Offenbarungen der Liebe erfüllen?

Es war so bei Ludovic.

Sein Herz erschien ihm selbst wie ein Altar, seine Liebe wie ein Cultus; seine ganze Vergangenheit eines Skeptikers verschwand, wie im Theater unter dem Zauberstabe einer Fee und auf Befehl des Maschinisten eine, eine Wüste vorstellende Decoration verschwindet.

Er wandte sich gegen die Zukunft, und durch weiße und rosenfarbige Wolken sah er einen neuen Horizont. Dieser Horizont war für ihn das, was für den Matrosen, der die Tropenregionen durchreist und die Vorgebirge umschifft hat, die Erscheinung von einer jener zauberhaften Inseln des Stillen Meeres, oder des Indischen Meeres, mit ihren großen Bäumen, ihren Riesenblumen, ihren tiefen Kühlen, ihren scharfen Wohlgerüchen ist, — Tayti oder Ceylon. Er erhob die Stirn wieder, schüttelte den Kopf, stützte sich aufs Neue auf die Bettlade, wie er es im Augenblicke des Einschlafens von Rose-de-Noël gethan hatte, und betrachtete sie mit einer Art von väterlichen Zärtlichkeit.

„Schlafe, Kind," murmelte er, „Du, die Du mir das Leben wieder geoffenbart hast! . . Es war also die Liebe, die Du unter Deinem Flügel trugst, theure Taube, an dem Tage, wo ich Dir begegnete! Ich bin also so oft an Dir vorüber gegangen, habe Dich so oft gesehen, so oft angeschaut, so oft Deine Hand in der meinigen gedrückt, und Alles ist stumm geblieben, oder hat eine unbekannte Sprache mit mir gesprochen . . . Während Deines Schlafes hast Du mir Deine Liebe geoffenbart . . . Schlafe, liebes Mädchen mit dem geheimnißvollen Ursprunge! Die Engel wachen zu Deinen Häupten, und ich werde

mich hinter den Falten ihrer Kleider verbergen, um Dich schlafen zu sehen. Sei ruhig, im schönen Lande der Träume, in welchem Du reisest: ich werde Dich nur durch den weißen Schleier Deiner Unschuld anschauen, und meine Stimme wird nie den goldenen Schlaf Deines Herzens stören!"

Ludovic war so weit bei diesem inneren Concerte, das wir Alle mehr oder minder harmonisch in uns oder um uns gehört haben, da schlug Rose-de-Noël die Augen auf und schaute ihn an.

Die Röthe stieg Ludovic zur Stirne, als wäre er bei einer schlechten Handlung ertappt worden.

Er fühlte die Nothwendigkeit, das Mädchen anzureden, und dennoch zögerte seine Zunge.

„Haben Sie gut geschlafen, Rose?" fragte er.

„Sie!" wiederholte das Kind. „Sie sagen Sie zu mir, Herr Ludovic?"

Ludovic schlug die Augen nieder.

„Warum sagen Sie Sie zu mir?" fuhr das Kind fort, das in seiner Niedrigkeit daran gewöhnt war, daß es Jedermann duzte.

Alsdann fügte Rose-de-Noël wie sich befragend bei:

„Bin ich in meinem Schlafe unartig gewesen?"

„Sie, liebes Kind?" rief Ludovic, dessen Augen sich mit Thränen füllten.

„Sie . . . abermals!" wiederholte Rose-de-Noël. „Warum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr Ludovic?"

Ludovic schaute sie an, ohne ihr zu antworten.

„Mir scheint, man ist gegen mich aufgebracht, wenn man mich nicht mehr duzt," fügte Rose-de-Noël bei. „Sind Sie mir böse?"

„Nein, ich schwöre Ihnen!“ rief Ludovic.

„Immer Sie! Sicherlich habe ich Ihnen einen Kummer bereitet, den Sie mir nicht sagen wollen!“

„Ah! nein, nein, nichts, liebe kleine Rose!“

„Gut! . . Das ist schon besser. Fahren Sie fort.“

Ludovic suchte seinem Gesichte ein wenig Ernst zu geben.

„Hören Sie, liebes Kind,“ sagte er.

Rose-de-Noël machte eine reizende kleine Mundverziehung, als sie das Wort: hören Sie vernahm, das ihr irgend einen unbestimmten Aerger weissagte, dessen Ursache zu nennen sie sehr in Verlegenheit gewesen wäre.

Ludovic fuhr fort:

„Sie sind kein Kind mehr, Rose . . .“

„Ich?“ unterbrach das Mädchen mit Erstaunen.

„Oder Sie werden es in ein paar Monaten nicht mehr sein. In ein paar Monaten werden Sie eine große Person sein, der Jedermann Respect schuldig ist. Nun wohl, Rose, es ist nicht respectvoll von einem jungen Manne meines Alters, so vertraulich mit einem Mädchen von dem Ihrigen zu sprechen, wie ich dies zu thun pflege.“

Das Kind schaute Ludovic auf eine zugleich so naive und so ausdrucksvolle Weise an, daß Ludovic genöthigt war, die Augen niederzuschlagen.

Dieser Blick bezeichnete klar: „Ich glaube in der That, Sie haben einen Grund, mich nicht mehr zu duzen; doch ist es der wahre Grund, der, den sie mir angegeben haben? Ich bezweifle es.“

Ludovic begriff vollkommen den Blick von Rose-de-Noël; er begriff ihn so gut, daß er zum zweiten

Male die Augen niederschlug, sehr verlegen über die Art, wie er sich herausziehen sollte, würde Rose-de-Noël eine mehr positive Erklärung in Betreff dieser Veränderung in der Form ihrer Beziehung verlangen.

Doch sie, die ihn anschaute, während er die Augen niederschlug, fühlte etwas Unbekanntes in ihrem Herzen; es war ein Druck, jedoch ein Druck voll Weichheit und Glück.

Da geschah etwas Seltsames: Rose-de-Noël, indem sie ganz leise die Worte an ihn richtete, die sie gern ganz laut zu ihm gesprochen hätte, bemerkte, daß, während Ludovic, der sie immer geduzt, sie nicht mehr duzte, sie, die immer Sie mit der Stimme zu ihm sagte, mit dem Herzen Du zu ihm sagte; und nun war es an Rose-de-Noël, zu zittern, zu schweigen und ebenfalls zu erröthen.

Sie drückte ihren Kopf in ihr Kissen und zog über ihre Augen eine von den Gazen, in die sie sich in ihren pittoresken Toiletten zu hüllen pflegte.

Ludovic schaute ihr mit Besorgniß zu.

„Ich habe sie betrübt," sagte er zu sich selbst, „und nun weint sie."

Er stand sodann auf, machte sich die, von dem unschuldigen Kinde unbegriffene, allzu große Zartheit zum Vorwurfe, näherte sich dem Bette, neigte sich auf das Kopfkissen, und sagte mit seinem sanftesten Tone:

„Rose, meine liebe Rose!"

Auf diesen Ruf, der bis in die Tiefe des Herzens vom Kinde wiederklang, wandte sie sich so rasch um, daß sich ihr glühender Athem mit dem Athem von Ludovic vermengte.

Dieser wollte sich wieder erheben; doch ohne daß sich Rose-de-Noël Rechenschaft von dieser ganz instinctartigen Bewegung gab, schmiegten sich ihre Arme um den Hals von Ludovic, und während sie mit ihren Lippen leicht die glühenden Lippen des jungen Mannes berührte, murmelte sie als Erwiederung auf die Worte: „Rose, meine liebe Rose!"

„Ludovic, mein lieber Ludovic!"

Dann gaben Beide einen Schrei von sich, Rose-de-Noël stieß den jungen Mann von sich, der junge Mann warf sich heftig rückwärts.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

Es war Babylas, der zurückkehrend schrie:

„Sage Rose-de-Noël, Babylas war durchgegangen, doch die Brocante ist seiner wieder habhaft geworden, und das wird einen schönen Tanz abgeben."

In der That, das klägliche Geschrei von Babylas, das bis zum Entresol von Rose-de-Noël emporstieg, bestätigte das bekannte Sprichwort: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

XXIX.

Der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs.

An demselben Tage, ungefähr drei Viertelstunden, nachdem Herr Jackal und Gibassier sich an der Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade verlassen hatten, — Gibassier, um Caramelle bei der Barbette zu holen, Herr Jackal, um in seinen Wagen zu stei-

gen, war der ehrliche Herr Gérard in seinem Schlosse Vanvres beschäftigt, die Zeitungen zu lesen; da trat derselbe Kammerdiener, welcher in dem Augenblicke, wo man am Leben seines Herrn verzweifelte, einen Priester im Bas-Meudon suchte und den Bruder Dominique zurückbrachte, derselbe Kammerdiener, sagen wir, trat ein und erwiederte auf die von seinem Herrn auf die verdrießlichste Art ausgesprochenen Worte: „Warum stören Sie mich? wieder ein Bettler?" mit der majestätischsten Stimme:

„Seine Excellenz der Herr Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs."

Herr Gérard wurde carmoisinroth vor Stolz, stand rasch auf, und suchte mit dem Blicke die Tiefen des Corridors zu durchdringen, um von so fern, als es ihm möglich wäre, die erhabene Person zu entdecken, die man ihm mit so viel Emphase meldete.

Im Halbschatten erschien in der That ein Mann von hoher Gestalt, schlank, mit blonden Haaren oder vielmehr mit blonder, gekräuselter Perrücke, eine kurze Hose, den Degen fast wagrecht, einen Frack à la française, das Spitzenjabot im Winde und eine Ordensschnalle im Knopfloche tragend.

„Lassen Sie ihn eintreten!" rief Herr Gérard.

Der Bediente verschwand, und Seine Excellenz der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs, trat in den Salon ein.

„Kommen Sie, Herr Commandeur! kommen Sie!" sagte Herr Gérard.

Der Commandeur machte zwei Schritte, blieb stehen, schüttelte leicht den Kopf mit dem linken Auge blinzelnd, und offenbarte in allen seinen Be-

wegungen, — sogar in der Art, wie er, um Herrn Gérard besser zu sehen, seine goldene Brille auf seine Stirne emporschob, — jene erhabene Impertinenz und jene hoffärtige Miene, die das Privilegium der Edelleute von vornehmem Hause sind.

Während dieser Zeit wartete Herr Gérard, gekrümmt wie ein Fragezeichen, daß es dem Unbekannten gefiele, ihm die Ursache seines Besuches zu erklären.

Der Commandeur ließ sich herab, Herrn Gérard durch einen Wink zu bedeuten, er möge den Kopf wieder aufrichten; wonach der ehrliche Philanthrop nach einem Fauteuil stürzte, das er bis hinter den Besuch zog; dieser brauchte sich also nur zu setzen, was er that, indem er Herrn Gérard einlud, seinem Beispiele zu folgen.

Als die zwei Personen einander gegenüber saßen, zog der Commandeur, ohne ein Wort zu sagen, seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte, vergessend, Herrn Gérard zu fragen, ob er schnupfe, eine Prise daraus und schlürfte sie wollüstig.

Alsdann senkte er seine Brille wieder auf seine Nase, schaute Herrn Gérard an und sagte:

„Mein Herr, ich komme im Auftrage Seiner Majestät."

Herr Gérard verbeugte sich so, daß sein Kopf zwischen seinen Knieen verschwand.

„Seiner Majestät?" stammelte er.

Da sagte der Commandeur mit hartem, hoffärtigem Tone:

„Der König schickt mich, um Ihnen zum Ausgange Ihres Processes Glück zu wünschen."

„Der König erweist mir tausend und tausendmal zu viel Ehre!“ rief Herr Gérard. „Doch wie kommt es, daß der König . . .“

Und er schaute den Commandeur Triptolème von Melun mit einem Physiognomie-Ausdrucke an, in welchem man sich unmöglich täuschen konnte.

„Der König ist der Vater aller seiner Unterthanen,“ antwortete der Commandeur. „Er interessirt sich für Alles, was leidet, und bekannt mit den zahllosen Schmerzen, von denen Ihr Herz seit dem Verluste Ihrer beiden Neffen ergriffen war, richtet Seine Majestät durch meine Stimme ihre Glückwünsche und ihre Beileidsbezeugungen an Sie. Ich halte es für überflüssig, zu bemerken, mein Herr, daß ich den Gefühlen Seiner Majestät meine eigenen beifüge.“

„Das ist zu viel Güte, Herr Commandeur!“ erwiederte bescheiden Herr Gerard, „und ich weiß nicht, ob ich ganz würdig bin . . .“

„Ob Sie würdig sind, Herr Gérard!“ rief der Gouverneur. „Sie haben die Demuth, zu fragen, ob Sie würdig sind? Wahrhaftig, Sie erfüllen mich mit Erstaunen! Wie, ein Mann, der so viel gelitten hat, wie Sie, gearbeitet wie Sie, die Wohlthätigkeit geübt, wie Sie, ein Mann dessen Name mit tausend Buchstaben an den Brunnen, an das Waschhaus, an die Kirche, auf jeden Pflasterstein dieses Dorfes geschrieben ist; ein Mann, dessen allgemeiner Ruf, Liebe zum Guten, Liebe und Wohlthätigkeit gegen seines Gleichen, Größe und Uneigennützigkeit gegen die ganze Welt bezeichnet, dieser Mann frägt, ob er die Huld des Königs verdiene? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich bin erstaunt über so viel

Demuth; und das ist eine Tugend mehr, die man Ihren zahllosen Tugenden beizufügen hat!"

Herr Gérard hielt es nicht mehr aus: unter den Lobeserhebungen eines im Auftrage des Königs kommenden Mannes, blies er sich allmälig auf, um am Ende zu zerbersten, hätten diese Lobeserhebungen in derselben Progression fortgefahren. Die Worte: Huld des Königs hatten in seinem Ohre geklungen wie eine köstliche Musik, und er erschaute verworren in der Zukunft glänzende Belohnungen für seine Tugenden.

„Herr Commandeur," antwortete er ganz beklommen, „ich thue gegen meines Gleichen nur, was jeder gute Christ thun soll. Lehrt uns nicht die Religion uns einander dienen, uns lieben, uns gegenseitig unterstützen?"

Der Commandeur hob seine Brille bis zum obersten Theile seiner Stirne empor und schaute Herrn Gérard mit seinen kleinen Augen starr an.

„Ei!" dachte er, während er ihn anschaute, „ich wäre in der That erstaunt gewesen, hätte sich nicht eine kleine Dose Jesuitismus unter dieser Philanthropie gefunden! .. Wir wollen den Menschen bei seiner Schwäche fassen!"

Alsdann sprach er laut:

„Mein Herr, es ist also nichts, streng die Grundsätze beobachten, die uns die heilige Religion lehrt, und Seine Majestät, die den Titel Allerchristlichster König führt, und sich mit Recht der älteste Sohn unserer heiligen Mutter der Kirche zu sein rühmt, muß sie nicht die wahren Christen auszeichnen und belohnen?"

„Belohnen!“ rief Herr Gérard mit einer Hast, die er bereute, sobald dieser Infinitiv losgelassen war.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Commandeur, auf dessen Lippen sich ein seltsames Lächeln erschloß, „belohnen . . . Der König ist auch darauf bedacht gewesen, Sie zu belohnen.“

„Aber,“ unterbrach lebhaft Herr Gérard, als wollte er seinen verfrühten Eifer sühnen, „trägt nicht die Pflicht in sich ihren Lohn, Herr Commandeur?“

„Allerdings, allerdings,“ antwortete der Commandeur, „und ich schätze Ihre Bemerkung nach Gebühr: ja, die Pflicht trägt in sich ihren Lohn, und das ist die Belohnung des Biedermannes vor Gott, doch die Leute belohnen, die ihre Pflicht erfüllt haben, heißt das nicht sie der öffentlichen Dankbarkeit, der allgemeinen Bewunderung, der Liebe ihrer Mitbürger bezeichnen? heißt das nicht, sie als Beispiel denjenigen geben, welche zwischen dem guten und dem schlechten Wege zögern, denjenigen, welche weder gut noch schlecht sind, kurz den Halbrechtschaffenen? Dies, mein Herr, ist der Gedanke Seiner Majestät, und weigern Sie sich nicht entschieden, die Gnadenbezeugungen anzunehmen, mit denen Sie die Huld des Königs überhäufen will, so bin ich von ihm beauftragt, mich bei Ihnen nach dem zu erkundigen, was Ihnen am angenehmsten sein dürfte.“

Herr Gérard fühlte etwas wie eine Blendung vor seinen Augen hinziehen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er, seine Worte unterbrechend, „ich war so wenig auf den Besuch gefaßt, mit welchem mich zu beehren Sie die

Gewogenheit haben, sowie auf die wahrhaft väterliche Sorge, mit der mich Seine Majestät in diesem Augenblicke umgibt, daß mein Kopf in Verwirrung geräth, und ich durchaus nichts Ihnen zu sagen finde, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken."

„Die Dankbarkeit ist ganz auf unserer Seite, Herr Gérard," erwiederte der Commandeur, „und ich müßte mich sehr täuschen, sollte Ihnen Seine Majestät nicht mündlich den Beweis hievon geben."

Der Commandeur wartete geduldig, bis er seine normale Stellung wieder angenommen hatte, und sagte sodann:

„Herr Gérard, gäbe ihnen der König auf die eine oder die andere Art den Auftrag, einen Mann von Ihrem Verdienste zu belohnen, welche Art von Belohnung würden Sie ihm zuerkennen? Antworten Sie offenherzig."

„Ich gestehe, Herr Commandeur," erwiederte Herr Gérard, mit den Augen das Band verschlingend, welches das Knopfloch des Kammerherrn schmückte, „ich gestehe, die Wahl würde mich in große Verlegenheit bringen."

„Handelte es sich um Sie, dann begriffe ich es... doch nehmen Sie an, es handle sich um einen ganz Andern, um einen redlichen Mann, wie Sie, zum Beispiel, — wenn sich Ihres Gleichen unter dem Himmelszelte finden läßt!"

Der Commandeur sprach diese Worte mit einem Ausdrucke von Ironie, der Herrn Gérard beben machte; der würdige Philanthrop befragte mit den Augen das Gesicht des Kammerherrn; doch dieses Gesicht drückte ein solches Wohlwollen aus, daß der

Zweifel, herrschte einen Augenblick der Zweifel im Geiste von Herrn Gérard, vor dieser wohlwollenden Miene verschwand.

„Ah!“ sagte Herr Gérard bescheiden die Augen niederschlagend, „in diesem Falle scheint mir, Herr Commandeur . . .“

„Vollenden Sie.“

„Nun wohl,“ fuhr Herr Gérard fort, seine Worte sondirend, als befürchtete er mehr zu sagen, als er wollte, und besonders mehr, als ein Edelmann wie der Commandeur Triptolème von Melun hören konnte, „mir scheint . . . das . . . Kreuz . . . der . . . Ehrenlegion . . .“

„Das Kreuz der Ehrenlegion? Aber sagen Sie es doch geschwinde, Herr Gérard! . . . Was Teufels hält Sie zurück? Das Kreuz der Ehrenlegion!“

„Ei! das wäre der Gegenstand meiner glühendsten Wünsche.“

„Wissen Sie, daß ich Sie übermäßig bescheiden finde, Herr Gérard!“

„Ah! mein Herr!“

„Allerdings! was ist ein Stückchen rothes Band am Knopfloche eines Mannes von Ihrem Schlage? Nun, mein lieber Herr Gérard, Sie haben ganz einfach für einen Andern die Belohnung bezeichnet, die Seine Majestät für Sie gewählt hatte.“

„Ist es möglich?“ rief Herr Gérard, dessen Gesicht sich mit Blut unterlief, als wäre er auf dem Punkte gewesen, vom Schlage gerührt zu werden.

„Ja, mein Herr,“ fuhr der Commandeur fort, „Seine Majestät bietet Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion an, und sie hat mich beauftragt, nicht nur es

Ihnen zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem Knopfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen sicher, wird eine Decoration auf dem Herzen eines redlicheren Mannes geglänzt haben."

„Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr Commandeur!" rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde eines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes stört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

„Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!"

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, auf, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

„Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!"

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen; doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder.

„Was wollen Sie sagen?" stammelte er.

„Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist; daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt hat; daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten; daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun,

Kammerherr, sondern Herr Jackal, Chef der geheimen Polizei bin! — Und nun, lieber Herr Gérard, lassen Sie uns als zwei gute Freunde mit einander plaudern, und hören Sie mich mit der größten Aufmerksamkeit, denn ich habe Ihnen eine Menge der wichtigsten Dinge zu sagen!"

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Herr Gérard stieß einen Schreckensschrei aus. Von gelb und schlaff, wie sie waren, wurden seine Backen grün und hängend. Er ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen, und that ganz leise den Wunsch, hundert Fuß unter der Erde zu sein.

„Wir sagen also," fuhr Herr Jackal fort, „Herr Sarranti sei unschuldig, und Sie seien der einzige Strafbare."

„Erbarmen! Herr Jackal!" rief an allen Gliedern zitternd Herr Gérard, indem er dem Polizeimanne zu Füßen fiel.

Herr Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem erhabenen Ekel an, den die Polizeileute, die Gendarmen und die Nachrichter in der Regel gegen die Feigen haben.

Alsdann, ohne ihm die Hand zu reichen, — denn man hätte glauben sollen, diesen Menschen berührend, befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken, sagte er:

„Stehen Sie auf und seien Sie ohne Furcht. Ich komme nur hierher, um Sie zu retten."

Herr Gérard schaute mit einer scheuen Miene empor. Seine Physiognomie bot eine seltsame Mischung von Hoffnung und Angst.

„Mich retten?" rief er.

„Sie retten . . . Es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr?" sagte Herr Jackal, „daß man sich damit beschäftigt, einen so elenden Menschen, wie Sie, zu retten? Ich will Sie beruhigen, Herr Gérard. Man rettet Sie nur, um einen ehrlichen Mann ins Verderben zu stürzen; man bedarf nicht Ihres Lebens, sondern seines Todes, und man kann ihn nur tödten, indem man Sie leben läßt!"

„Ah!" murmelte Herr Gérard; „ja, ja, ich glaube Sie zu verstehen."

„Dann trachten Sie danach, daß Ihre Zähne nicht klappern, was Sie am Sprechen verhindert, und erzählen Sie mir die Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten."

„Warum dies?" fragte Herr Gérard.

„Ich könnte Ihnen nicht sagen, warum, doch Sie würden zu lügen suchen. Nun wohl, um die Spuren davon verschwinden zu machen."

„Die Spuren! . . . es sind also Spuren vorhanden?" fragte Herr Gérard, seine kleinen Augen übermäßig aufsperrend.

„Ich glaube wohl, daß vorhanden sind!"

„Aber welche?"

„Gut! welche! . . . Vor Allem Ihre Nichte..."

„Meine Nichte? sie ist also nicht todt?"

„Nein; Madame Gérard hat sie, wie es scheint, schlecht getödtet."

„Meine Nichte! Sie sind sicher, daß sie lebt?"

„Ich komme so eben von ihr, und ich muß Ihnen gestehen, mein lieber Herr Gérard, daß Ihr Name und besonders der Ihrer Frau eine ziemlich bedauerliche Wirkung auf sie hervorgebracht hat."

„Sie weiß also Alles?"

„Das ist wahrscheinlich, denn sie stößt Schreie der Verzweiflung nur beim Namem ihrer guten Tante Orsola aus."

„Orsola?" wiederholte Herr Gérard, schauernd wie unter einem elektrischen Schlage.

„Sehen Sie," sagte Herr Jackal, „dieser Name macht auf Sie selbst eine gewisse Wirkung. Urtheilen Sie, welche er auf das arme Kind machen muß... Nun wohl, wie um jeden Preis dieses Kind, das jeden Augenblick sprechen kann, schweigen muß, ebenso müssen alle für Sie compromittirenden Indicien erlöschen. Herr Gérard, ich bin Arzt, und zwar ziemlich guter Arzt, ich pflege die Mittel zu finden, wenn ich die Temperamente der Leute kenne, mit denen ich es zu thun habe. Erzählen Sie mir also diese traurige Geschichte in ihren kleinsten Einzelnheiten: der mindeste, scheinbar gleichgültige, Umstand kann, von Ihnen vergessen, unsern ganzen Plan zerstören. Sprechen Sie daher, wie wenn Sie einen Arzt oder einen Priester vor sich hätten."

Herr Gérard besaß, wie alle Schlammthiere, im höchsten Grade den Instinkt der Selbsterhaltung. Ein beständiger Leser aller politischen Blätter, hatte er in den royalistischen Zeitungen die auf Befehl gegen

Herrn Saranti eingerückten fulminantesten Artikel gelesen. Von da an fühlte er sich von einer unsichtbaren Hand beschützt; er kämpfte wie jene, von Minerva begünstigten Kriegshäupter, unter ihrer Aegide. Herr Jackal bestärkte ihn in diesem Glauben.

Er begriff also, daß er dem Polizeimann gegenüber, der als Verbündeter zu ihm kam, kein Interesse hatte, zu schweigen, und jedes im Gegentheile zu gestehen. Dem zu Folge schickte er sich an, Alles zu erzählen, wie er es beim Abbé Dominique gethan hatte, — eine Rede seines Bruders bis zu dem Augenblicke, wo er, die Verhaftung von Herrn Saranti erfahrend, sein Bekenntniß von seinem Beichtiger zurückgefordert hatte.

„Ah! nun bin ich dabei!" rief Herr Jackal; „ich begreife Alles."

„Wie!" sagte erschrocken Herr Gérard, „Sie begreifen Alles? Als Sie hieher kamen, wußten Sie also nichts?"

„Nicht viel, ich gestehe es; doch das geht seinen geraden Weg."

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Arm seines Fauteuils, ließ sein Kinn auf seine Hand fallen, dachte einen Augenblick nach, und sein Gesicht nahm einen gewissen Ausdruck von Melancholie an, woran dieses Gesicht entfernt nicht gewöhnt war.

„Armer Teufel von einem Abbé," murmelte er, „ich erkläre mir, warum er bei allen Göttern schwur, sein Vater sei unschuldig; ich verstehe, was er sagen wollte, als er von einem Beweise sprach, den er nicht zeigen konnte, und ich begreife, warum er nach Rom gereist ist."

„Wie! er ist nach Rom gereist?“ rief Herr Gérard, „der Abbé Dominique ist nach Rom gereist?“

„Ei! mein Gott, ja!“

„Und was will er in Rom machen?“

„Mein lieber Herr Gérard, es gibt nur einen Menschen, der den Abbé Dominique des Geheimnisses der Beichte entbinden kann.“

„Ja, der Papst.“

„Nun wohl, er will den Papst bitten, ihn dieses Geheimnisses zu entbinden.“

„Ah! mein Gott!“

„Um die Zeit zu haben, diese Reise zu machen, hat er beim König um einen Aufschub nachgesucht, der ihm auch gewährt worden ist.“

„Dann bin ich aber verloren,“ rief Herr Gérard.

„Warum das?“

„Der Papst wird ihm seine Bitte bewilligen.“

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Nein! Sie glauben nicht?“

„Ich bin dessen sicher, Herr Gérard.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Ich kenne Seine Heiligkeit.“

„Sie haben die Ehre, den Papst zu kennen?“

„Wie die Polizei die Ehre hat, Alles zu kennen, Herr Gérard, wie sie die Ehre hat, zu wissen, daß Herr Sarranti unschuldig ist, und daß Sie schuldig sind.“

„Nun?“

„Ja, das ist ein jovialer und hartnäckiger Mönch, dem daran liegt, seine geistliche und weltliche Gewalt seinem Nachfolger zu hinterlassen, wie er sie von seinem Vorgänger empfangen hat. Er wird einen

Vorwand finden, um seine Weigerung damit zu unterstützen, doch er wird es abschlagen."

„Ah! Herr Jackal," rief Herr Gérard, wieder in sein erstes Zittern verfallend, „wenn Sie sich täuschten . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung ist für mich nothwendig. Seien Sie also ohne Furcht, und setzen Sie Ihre philantropischen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen sagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, diese oder jene Person kommen, die Sie will sprechen machen, welche behaupten wird, sie sei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen sagen wird, wie ich gesagt habe: „„Ich weiß Alles!"" antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; gestehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendsünden; lachen Sie ihr ins Gesicht; sie wird nichts wissen. Wir sind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . ."

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Polizeimann hielt ihn zurück.

„Niemand außer uns darf es kennen," fügte er bei; „seien Sie also auf Ihrer Hut und lassen Sie sich nicht überrumpeln. Läugnen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterstützen, das ist mein Handwerk!"

Es ist unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, mit dem Herr Jackal diese letzten Worte sprach.

Man hätte glauben sollen, er betrüge sich, wie er Herrn Gérard betrog.

„Mein Herr," sagte hastig Herr Gérard, „wenn ich mich aber entfernen würde . . . was denken Sie hievon?"

„Darum wollten Sie mich vorhin unterbrechen? Ich hatte es errathen."

„Nun?"

„Nun, Sie würden eine Dummheit begehen."

„Wenn ich ins Ausland ginge?"

„Sie, Frankreich verlassen, undankbarer Sohn! Sie, die Heerde der Armen verlassen, die Sie in diesem Dorfe nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie das auch ernstlich? Mein lieber Herr Gérard, die Unglücklichen dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst kann Ihrer bedürfen: ich gedenke an einem dieser Tage, oder vielmehr in einer dieser Nächte, eine Promenade im berühmten Schlosse Viry zu machen; ich suche in diesem Falle Reisegefährten, liebenswürdige Leute wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie Sie. Nun wohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem zu dieser kleinen Promenade einzuladen; ich mache mir ein Fest daraus, denn diese Partie wird, für mich wenigstens, eine wahre Vergnügungspartie sein. Nehmen Sie an, lieber Herr."

„Ich stehe zu Befehle," antwortete Herr Gérard mit leiser Stimme.

„Sie sind tausendmal gut," sagte Herr Jackal.

Und er zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte eine mächtige Prise daraus, und schlürfte sie mit Wollust.

Herr Gérard glaubte, es sei Alles beendigt, und

stand, die Stirne bleich, aber ein Lächeln auf den Lippen, auf.

Er schickte sich an, Herrn Jackal die Geleite-honneurs zu machen, dieser aber, als er ihn anschaute und die Absicht bemerkte, sprach, den Kopf schüttelnd:

„Ah! nein, nein, Herr Gérard; ich bin erst bei der Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Setzen Sie sich nieder und hören Sie mich an, mein lieber Herr Gérard."

XXXI.

Was Herr Jackal Herrn Gérard statt des Kreuzes der Ehrenlegion anbietet.

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und setzte sich nieder, oder sank vielmehr auf seinen Stuhl; sein Auge, das wieder glasig geworden, befragte indessen fortwährend Herrn Jackal.

„Mein Herr," sagte dieser, mit einem kleinen Zeichen auf die stumme Frage von Herrn Gérard antwortend, „gegen Ihre Rettung, die ich Ihnen sichere, verlange ich nun von Ihnen unter dem Titel, nicht von Reciprocität, sondern von amical return, wie die Engländer sagen, einen kleinen Dienst. Ich habe in diesem Augenblicke viele Geschäfte, und es wäre mir unmöglich, Sie so oft zu besuchen, als ich gerne möchte . . ."

„Aber," unterbrach schüchtern Herr Gérard, „ich werde also die Ehre haben, Sie wiederzusehen?"

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Gérard? ich fühle für Sie, ich weiß nicht warum, eine wahre Zärtlichkeit: die Sympathien lassen sich nicht erklären. Da ich nun, ich wiederhole es Ihnen, nicht so oft kommen kann, als ich wünschte, so muß ich Sie bitten, mich wenigstens zweimal in der Woche mit Ihrem Besuche zu beehren. Das wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein, mein lieber Herr?"

„An welchem Orte werde ich aber die Ehre haben, Ihnen meine Besuche zu machen, mein Herr?" fragte mit einem gewissen Zögern Herr Gérard.

„In meinem Bureau, wenn Sie wollen."

„Und Ihr Bureau liegt?"

„Auf der Polizeipräfectur."

Herr Gérard warf bei dem Worte Polizeipräfectur den Kopf zurück, und als hätte er schlecht gehört, wiederholte er:

„Auf der Polizeipräfectur?"

„Allerdings, Rue de Jerusalem . . . In welcher Hinsicht setzt Sie das in Erstaunen?"

„Auf der Polizeipräfectur?" wiederholte Herr Gérard mit leiser Stimme und ängstlicher Miene.

„Ah! wie schwer verstehen Sie, Herr Gérard!"

„Nein, nein, ich begreife, Sie wollen sicher sein, daß ich Frankreich nicht verlasse?"

Oh! das ist es nicht! Sie stellen sich wohl vor, daß ich das Auge auf Ihnen habe, und daß ich, fiele es Ihnen ein, Frankreich zu verlassen, Mittel fände, Sie daran zu verhindern."

„Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe?..."

„Das ist in der That eine Garantie; doch es liegt mir daran, Sie in meinen Händen zu haben...

Das ist meine Idee. Was Teufels! lieber Herr Gérard, ich thue genug für Sie: thun Sie Ihrerseits auch etwas für mich."

„Ich werde erscheinen," antwortete den Kopf senkend der ehrliche Philantrop.

„Wir haben nur noch über die Tage und die Stunden übereinzukommen."

„Ja," erwiederte Herr Gérard maschinenmäßig, „wir müssen über die Tage übereinkommen."

„Was die Tage betrifft, was würden Sie zum Beispiel zum Mittwoch, Tag des Merkurs, und zum Freitag, Tag der Venus*) sagen? Wären diese zwei Tage nach Ihrem Geschmacke?"

Herr Gérard nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun die Stunden . . . Was würden Sie zu sieben Uhr Morgens sagen?"

„Sieben Uhr Morgens . . . mir scheint, das ist sehr früh . . ."

„Gut! lieber Herr Gérard, haben Sie nicht ein sehr beliebtes Drama gesehen, das vortrefflich von Frédérick gespielt wird; betitelt: l'Auberge des Adrets; man singt darin eine Romanze, die mit dem Refrain endigt:

Quand on fut toujours vertueux,
On aime à voir lever l'aurore . . .**)

„Wir treten aber in den Sommer ein, die Mor-

---

*) Man muß sich die französische Benennung Mercredi und Vendredi denken.

**) Wenn man immer tugendhaft war, sieht man gern die Sonne aufgehen.

genröthe erscheint um drei Uhr, ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Ihnen um sieben Uhr Rendezvous gebe."

„Um sieben Uhr Morgens, gut!" erwiederte Herr Gérard.

„Sehr gut, sehr gut!" rief Herr Jackal. „Gehen wir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über, lieber Herr Gérard."

„Welche Verwendung?" fragte Herr Gérard.

„Ich will es Ihnen sagen."

Herr Gérard erstickte einen Seufzer. Er fühlte sich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der Mensch in den Klauen des Tigers.

„Sie sind noch sehr krank, Herr Gérard."

„Hm!" machte der ehrliche Mann mit einer Miene, welche sagen wollte: So, so.

„Bei Ihrem trockenen Temperamente müssen Sie den Spaziergang lieben?"

„Es ist wahr, ich liebe ihn."

„Sehen Sie! ich bin sicher, Sie würden vier bis fünf Stunden des Tages spazieren gehen, und zwar ohne im Geringsten müde zu werden."

„Das ist viel!"

„Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht würde Sie das in den ersten Tagen ermüden; später aber könnten Sie es nicht mehr entbehren."

„Es ist möglich!" sagte Herr Gérard, der durchaus nicht sah, worauf Herr Jackal abzielte.

„Es ist sicher."

„Wohl."

„Sie müssen also spazieren gehen, Herr Gérard."

„Ei! ich gehe spazieren, Herr Jackal."

„Ja, ja, in Ihrem Garten, in den Wäldern von Sèvres, von Bellevue, von Ville d'Avray . . . unnütze Promenaden, Herr Gérard, da sie weder zum Wohle von Ihres Gleichen, noch zum Vortheile der Regierung beitragen."

„Wahrhaftig!" antwortete Herr Gérard, um irgend etwas zu antworten.

„Sie müssen Ihre Zeit nicht so verlieren, lieber Herr Gérard; ich werde Ihnen das Ziel Ihrer Spaziergänge bezeichnen."

„Ah!"

„Ja, und dabei bemüht sein, so viel als möglich Abwechslung in dieselbe zu bringen."

„Wozu sollen aber diese Promenaden nützen?"

„Wozu? ei! vor Allem zu Ihrer Gesundheit; der Spaziergang ist eine heilsame Leibesübung."

„Kann ich diese Uebung nicht um mein Haus her vornehmen?"

„Um Ihr Haus?... Ei! Sie müssen diese Umgebung kennen, um derselben müde zu sein. Seit sechs oder sieben Jahren haben Sie alle Wege und Stege dieser Landschaft hundert und aber hundertmal durchwandelt; Sie müssen gegen Vanvers und seine Gegenden abgestumpft sein; Sie müssen durchaus, verstehen Sie? mit der Monotonie dieser Spaziergänge in den Feldern brechen; es sind die Straßen von Paris, die ich Sie besuchen zu sehen wünsche."

„Wahrhaftig," sagte Herr Gérard, „ich schwöre Ihnen, daß ich nicht begreife."

„Nun wohl, ich will mich so deutlich als möglich erklären."

„Ich höre, mein Herr."

„Lieber Herr Gérard, sind Sie ein treuer Unterthan des Königs?"

„Großer Gott! ich verehre Seine Majestät."

„Wären Sie geneigt, ihm mit Eifer zur Sühnung Ihrer Schwächen, sprechen wir das Wort geradezu aus, Ihrer Irrthümer zu dienen?"

„Auf welche Weise könnte ich dem König dienen, mein Herr?"

„Vernehmen Sie: der König ist von Feinden aller Art umgeben, Herr Gérard!"

„Ach! . ."

„Und der arme Mann kann sie nicht allein bekämpfen. Er beauftragt also seine treuesten Unterthanen, ihn zu vertheidigen, für ihn zu kämpfen, die Bösen niederzuschmettern. In der royalistischen Sprache aber nennt man die Bösen die Moabiter, die Amalekiten, Alle diejenigen, welche auf irgend eine Art und aus irgend einer Ursache zu der Partei halten, deren Repräsentant dieser elende Sarranti ist; sodann diejenigen, welche, da sie den König nicht genug lieben, den Herzog von Orleans zu sehr lieben würden; endlich diejenigen, welche, den Einen und den Andern beiseit lassend, eine Erinnerung an die erbärmliche Revolution von 1789 hätten, von der, wie Ihnen bekannt ist, Herr Gérard, alle Mißgeschicke Frankreichs notiren. Das sind die Bösen, Herr Gérard, das sind die Feinde des Königs, das sind die Hydren, welche zu bekämpfen ich Ihnen anbiete; nicht wahr, das ist eine edle Aufgabe?"

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr," erwiederte der ehrliche Gérard mit der Geberde des Menschen, der sich den Kopf nicht länger zerbrechen will, „ich ge-

stehe, daß ich die Aufgabe, deren Vollbringung Sie mir vorschlagen, durchaus nicht begreife."

„Das ist jedoch ganz einfach, wie Sie sehen werden."

„Lassen Sie hören!" sagte Herr Gérard, bei dem sich Aufmerksamkeit und Bangigkeit verdoppelten.

„Sie gehen, zum Beispiel," fuhr Herr Jackal fort, „im Palais Royal oder in den Tuilerien spazieren; unter den Kastanienbäumen, ist es in den Tuilerien, unter den Linden, ist es im Palais Royal. Zwei Herren gehen vorüber, plaudern von Rossini oder von Mozart: da Sie diese Conversation nicht interessirt, so lassen Sie dieselben vorübergehen; zwei Andere kommen hinter diesen, sprechen von Pferden, Malerei oder Tanz: da die Pferde, die Malerei, der Tanz nicht das ist, was Sie lieben, so lassen Sie diese Herren gehen; zwei Andere folgen, sie sprechen vom Christenthum, vom Mohamedanismus, von Buddhaismus oder Pantheismus; da die philosophischen Discussionen nur von den Einen der Leichtgläubigkeit der Anderen gestellte Fallen sind, so lassen Sie die Personen philosophiren, und Sie sind von den Dreien der wahre Philosoph. Doch ich nehme an, es kommen auch zwei Personen vorüber, welche von Republik, Orleanismus oder Napoleonismus reden; ich nehme ferner an, daß sie dem Königthum ein Ziel bezeichnen; oh! dann, lieber Herr Gérard, da das Königthum nach Ihrem Geschmacke ist, da Sie die Republik, das Kaiserreich, die jüngere Linie hassen; da Sie sich vor Allem für die Erhaltung der Regierung und den Ruhm Seiner Majestät interessiren, so horchen Sie aufmerksam, religiös, so daß

Sie nicht ein einziges Wort verlieren, und finden Sie Gelegenheit, sich ins Gespräch zu mischen, so steht Alles aufs Beste!"

„Aber," sagte Herr Gérard mit einer gewissen Anstrengung, denn er fing an, zu begreifen, „mische ich mich in die Conversation, so wird es geschehen, um Meinungen, die ich verabscheue, zu widersprechen."

„Ah! wir sind nicht mehr hiebei, lieber Gérard."

„Wie so!"

„Im Gegentheile, Sie werden mit beiden Händen Beifall klatschen, Sie werden Chance mit denjenigen machen, welche sie bekennen, Sie werden sich sogar bemühen, sich ihre Sympathie zuzuziehen; das wird sehr leicht sein, Sie brauchen sich nur zu nennen: Herr Gérard, der redliche Mann! wer Teufels würde Ihnen mißtrauen? — und haben Sie einmal Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft, nun wohl, dann werden Sie mich von diesem Glücke in Kenntniß setzen, und es wird mich ungemein freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. Sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde? Verstehen Sie mich nun? sagen Sie."

„Ja," antwortete dumpf Herr Gérard.

„Ah! . . Nun wohl, nachdem dieser erste Punkt aufgeklärt ist, errathen Sie, daß dies nur eines von den tausend Zielen Ihrer Promenade; ich werde Ihnen nach und nach die anderen bezeichnen, und ehe ein Jahr vergeht, so wahr ich Jackal bin, sollen Sie einer der treuesten, einer der ergebensten, einer der geschicktesten, und folglich einer der nützlichsten Diener des Königs sein."

„Also," murmelte Herr Gérard, dessen Gesicht

leichenblaß wurde, „was Sie mir anbieten, mein Herr, ist ganz einfach, Ihr Spion zu sein?"

„Da sie das Wort ausgesprochen haben, mein Herr, so werde ich Ihnen nicht widersprechen."

„Spion . . ." wiederholte Herr Gérard.

„Was des Teufels finden Sie denn Verletzendes in diesem Handwerke? Bin ich, der ich mit Ihnen spreche, nicht einer der ersten Spione Seiner Majestät?"

„Sie?" murmelte Herr Gérard.

„Nun wohl, ja ich! Glauben Sie, ich halte mich nicht für einen eben so redlichen Mann, als zum Beispiel einen Menschen — ich mache keine verletzende Anspielung auf irgend Jemand — als einen Menschen, der, ich nehme an, seine Neffen ermordet hätte, um sich ihr Vermögen anzueignen, und der, nachdem er sie ermordet, einem Unschuldigen würde den Kopf abschlagen lassen, um den seinigen zu retten?"

Diese Worte wurden von Herrn Jackal mit einem solchen Ausdrucke von Spott gesprochen, daß Herr Gérard das Haupt neigte und so leise murmelte, daß man, um ihn zu hören, die ganze Feinheit des Ohres brauchte, mit dem Herr Jackal begabt war:

„Ich werde Alles thun, was Sie wollen!"

„Dann geht Alles gut," sagte Herr Jackal.

Und er nahm seinen Hut, den er neben sich auf den Boden gesetzt hatte, stand auf und fuhr fort:

„Ah! . . es versteht sich von selbst, eben so sehr um Ihretwillen als um meinetwillen, lieber Herr Gérard, bleibt das Geheimniß Ihrer Ergebenheit unter uns. Darum biete ich Ihnen an, Sie mögen

mich so frühzeitig besuchen; zu dieser Stunde sind Sie beinahe sicher, daß Sie bei mir Niemand von Ihrer Bekanntschaft finden. Niemand wird also das Recht haben — und das ist eben so sehr Ihr Interesse, als das unsere — Sie mit dem Namen Spion zu begrüßen, der Ihnen das Kupfergrün ins Gesicht steigen gemacht hat. Bin ich von jetzt an in sechs Monaten mit Ihnen zufrieden, so werde ich, wohlverstanden, sobald wir uns des Herrn Sarranti entledigt haben, für Sie Seine Majestät um das Recht bitten, das Ende vom rothen Bande tragen zu dürfen, da Sie ein so wüthendes Verlangen danach haben, Sie großes Kind!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, wandte sich Herr Jackal nach der Thüre, wohin ihm Herr Gérard folgte.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte Herr Jackal; „ich sehe an dem Schweiße, der von Ihrer Stirn fließt, daß sie heiß haben, und Sie dürfen sich nicht in einen Luftzug wagen. Ich wäre trostlos, würden Sie am Tage vor Ihrem Eintritte in Funktion von einem Flusse auf der Brust oder von einem Seitenstechen ergriffen. Bleiben Sie also in Ihrem Fauteuil und ruhen Sie von Ihren Gemüthsbewegungen aus; nur seien Sie in Paris, — übermorgen ist gerade Mittwoch, — seien Sie übermorgen in Paris; ich werde Befehle geben, daß man Sie nicht warten läßt."

„Aber . . ." beharrte Herr Gérard.

„Wie, aber?" rief Herr Jackal. „Ich glaubte, Alles sei verabredet?"

„Um auf den Abbé Dominique zurück zu kommen . . .“

„Auf den Abbé Dominique? Nun, er wird in vierzehn Tagen, in drei Wochen spätestens hier sein... Gut! was haben Sie denn!“

Herr Jackal war genöthigt, Herrn Gérard zu unterstützen, der einer Ohnmacht nahe.

„Ich habe,“ stammelte Herr Gérard, „ich habe, daß, wenn er zurückkommt . . .“

„Wenn ich Ihnen sage, daß ihm der Papst nicht erlauben wird, Ihr Geheimniß zu enthüllen!“

„Wenn er es aber ohne Erlaubniß enthüllt, mein Herr?“ entgegnete Herr Gérard, die Hände faltend.

Der Polizeimann schaute Herrn Gérard mit tiefer Verachtung an.

„Mein Herr,“ sprach er zu ihm, „haben Sie mir nicht gesagt, der Abbé Dominique habe einen Eid geschworen?“

„Allerdings!“

„Welchen?“

„Er hat geschworen, von dem Papiere, das er besitzt, vor meinem Tode keinen Gebrauch zu machen.“

„Nun wohl, Herr Gérard,“ sagte der Polizeichef, „hat der Abbé Dominique diesen Eid geschworen, so wird er ihn als ein wahrhaft redlicher Mann auch halten; nun . . .“

„Nun, was? . .“

„Nun lassen Sie sich nicht sterben; denn sind Sie todt, so stehe ich, da der Abbé seines Versprechens entbunden ist, für nichts.“

„Und bis dahin?“

„Schlafen Sie auf beiden Ohren, Herr Gérard, da Sie schlafen können.“

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdrucke, der den ehrlichen Gérard schaudern machte, gesprochen hatte, stieg Herr Jackal wieder in seinen Wagen und murmelte beiseit:

„Bei meiner Treue, man muß zugestehen, dieser Mensch ist ein höchst Elender, und hätte ich je Vertrauen zu menschlicher Gerechtigkeit gehabt, so würde ich zu dieser Stunde teufelmäßig zurückweichen!“

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

„Armer Teufel von einem Abbé! er ist wahrhaft zu beklagen. Was den Vater betrifft, das ist ein alter Mormone; er interessirt mich ganz und gar nicht, und es mag aus ihm werden, was da will.“

„Wohin fährt der Herr!“ fragte der Lackai, nachdem er den Schlag wieder geschlossen hatte.

„Nach dem Hotel.“

„Zieht der Herr diese oder jene Barrière vor, und wünscht er nicht eher durch eine Straße, als durch die andere zu fahren?“

„Doch! Sie werden durch die Barrière Vaugieres zurückkehren und durch die Rue aux Fers fahren. — Die Sonne scheint herrlich; ich muß mich versichern, ob der Lazzarone Salvator bei seinen Haken ist. Ich weiß nicht, warum ich mir vorstelle, dieser Bursche werde uns in der Affaire Sarranti viel zu schaffen machen . . . Vorwärts!“

Und der Wagen ging in dreifachem Galopp ab.

XXXII.

Die Verwandlungen der Liebe.

Verlassen wir für den Augenblick den ganzen Theil unserer Erzählung, der sich auf Justin, den General le Bastard, Dominique, Herrn Sarranti, Herrn Jackal und Herrn Gérard bezieht, drehen wir uns um und treten in das Atelier des Mohicaners der Kunst ein, den wir unter dem Namen Petrus kennen.

Es war am ersten oder zweiten Tage nach dem Besuche von Herrn Jackal bei Herrn Gérard; denn man begreift wohl, daß es uns unmöglich ist, auf einen Tag positiv unsere Leser zu unterrichten; wir folgen nur der chronologischen Ordnung der Ereignisse . . . Es war halb elf Uhr Morgens. Petrus, Ludovic und Jean Robert saßen: Petrus in einer Bergère, Ludovic auf einem Fauteuil Rubens, Jean Robert in einem ungeheuren Voltaire. Jeder hatte im Bereiche seiner Hand eine mehr oder minder leere Tasse Thee, und in der Mitte des Ateliers deutete ein noch servirter Tisch an, der Thee sei als Verdauungsmittel in Folge eines substantiellen Frühstücks angewandt worden.

Ein in ungleichen Zeilen, — folglich in Versen, — geschriebenes Manuscript, dessen fünf Acte getrennt, rechts von Jean Robert, auf der Erde lagen, bewies, daß der Dichter eine Lesung gemacht und die fünf Acte, einen nach dem andern, auf den Bo-

den geworfen hatte. Der fünfte hatte sich seit ungefähr zehn Minuten seinen Gefährten beigesellt.

Diese fünf Acte hatten den Titel Guelfen und Gibellinen.

Ehe er, um sie ihm vorzulesen, zum Director des Theaters der Porte-Saint-Martin, für welchen er die Erlaubniß, ein Stück in Versen zu spielen, zu erlangen hoffte, gegangen war, hatte Jean Robert sein Drama seinen zwei Freunden vorgelesen.

Das Stück hatte einen ungeheuren Vorlesungssucceß bei Ludovic und Petrus gehabt. Beide Künstler, hatten sie ein tiefes Interesse an der noch jungen Gestalt von Dante genommen, die den Degen handhabte, ehe sie die Feder führte, und sich wunderbar unter den großen Kämpfen der Kunst, der Liebe und des Kriegs entrollte; Beide verliebt, hatten sie dieses Werk eines andern Verliebten mit den Ohren des Herzens angehört, Ludovic an seine Liebe in der Knospe denkend, Petrus seine Liebe in der Blüthe einathmend.

Die sanfte Stimme von Beatrix hatte in ihren Ohren geklungen, und nachdem sie sich brüderlich umarmt, setzten sich alle Drei nieder und sannen in der Stille nach: Jean Robert träumte von Beatrix von Marande; Petrus von Beatrix de la Mothe-Houdan und Ludovic von Beatrix Rose-de-Noel.

Beatrix ist keine Frau, es ist ein Stern.

Das Eigenthümliche der großen, starken Werke ist, daß sie die großen und starken Seelen träumen machen; nur machen sie die Einen, je nach ihren Dispositionen, von der Vergangenheit, die Anderen von

der Gegenwart, wieder Andere von der Zukunft träumen.

Jean Robert brach zuerst das Stillschweigen.

„Vor Allem," sprach er, „meinen Dank für das, was Ihr mir Gutes gesagt habt. Ich weiß nicht, Petrus, ob es bei Dir mit einem Gemälde ist, wie bei mir mit einem Drama; träume ich ein Drama, sein Sujet zeichnet sich, seine Scenen verknüpfen sich, die Acte bauen sich in meinem Kopfe auf, — dann könnten alle meine Freunde sagen, mein Drama sei schlecht, ich würde nicht ein Wort glauben. Ist es gemacht, habe ich drei Monate gebraucht, um es zu dichten, einen Monat, um es zu schreiben, so müssen mir alle meine Freunde sagen, es sei gut, wenn ich es glauben soll."

„Wohl," erwiederte Petrus, „es ist bei meinen Bildern gerade wie bei Deinen Dramen: auf der weißen Leinwand sind es Raphael, Rubens, Van Dyck, Murillo, Velasquez; auf der beschmierten Leinwand sind es Petrus, das heißt Sudelarbeiten, die ihr Autor mittelmäßig schätzt. Was willst Du, mein Lieber? das ist der Unterschied, der zwischen dem Idealismus und der Realität stattfindet."

„Was ich," sprach Ludovic, „was ich bei Deinem Drama anbetungswürdig finde, siehst Du, das ist die Gestalt von Beatrix."

„Wahrhaftig!" sagte Jean Robert lächelnd.

„Welches Alter gibst Du ihr? Es ist ein Kind."

„Ich gebe ihr vierzehn Jahre, obgleich die Geschichte sagt, sie sei mit zehn gestorben."

„Die Geschichte ist eine Thörin," erwiederte Ludovic, „und sie hat diesmal wie immer gelogen:

ein zehnjähriges Kind hätte keine so leuchtende Furche in das Herz von Dante gegraben. Ich bin Deiner Ansicht, Jean Robert: Beatrix mußte wenigstens vierzehn Jahre zählen; das ist das Alter von Julia, es ist das Alter, in welchem man liebt, es ist das Alter, wo man geliebt zu werden anfangen kann."

„Mein lieber Ludovic," sprach Jean Robert, „soll ich Dir etwas sagen?"

„Was?" fragte Ludovic.

„Ich erwartete, Dir, einem positiven Manne, einem Manne der Wissenschaft, einem materialistischen Geiste, werde am meisten in meinem Drama das Studium Italiens im 13. Jahrhundert, die Wahrheit der Sitten, die Auseinandersetzung der florentinischen Politik auffallen. Ganz und gar nicht! Was Dich interessirt, ist die Liebe von Dante für ein Kind; was Du verfolgst, ist die Entwickelung dieser Liebe, und der Einfluß, den sie auf das Leben meiner Heldin hat; was Dich ergreift, ist die Katastrophe, welche Beatrix Dante entführt. Ich erkenne Dich nicht mehr, Ludovic! solltest Du zufällig verliebt sein?"

Ludovic erröthete bis ins Weiße der Augen.

„Ah! bei meiner Treue," rief er, „er ist es! schaut ihn nur an."

Ludovic versuchte zu lachen.

„Nun," sagte er, „wenn ich es wäre, welcher von Euch Beiden würde mir einen Vorwurf darüber machen?"

„Ich nicht," antwortete Petrus, „im Gegentheile."

„Und vollends ich!" rief Jean Robert.

„Nur sage ich Dir, mein lieber Ludovic," sprach

Petrus, „es ist schlimm, Geheimnisse für Leute zu haben, welche kein Geheimniß für Dich haben."

„Ei! mein Gott!" entgegnete Ludovic, „das Geheimniß, wenn ein Geheimniß stattfindet, — ich habe kaum Zeit gehabt, es mir selbst anzuvertrauen, wie soll ich es dann Euch anvertraut haben?"

„Gut, das entschuldigt Dich," bemerkte Petrus.

„Sodann ist es vielleicht Jemand, den er nicht nennen kann," sagte Jean Robert.

„Uns!" rief Petrus; „sie uns nennen, heißt sie nicht nennen."

„Auch schwöre ich Euch," sprach Ludovic, „daß ich nicht ganz sicher bin, auf welche Art ich diejenige liebe, welche ich liebe, ob wie eine Schwester, ob wie eine Geliebte."

„Gut!" rief Jean Robert, „so debutiren alle große Leidenschaften."

„Auf, mein lieber Freund," sprach Petrus, „gestehe ganz einfach, daß Du wahnsinnig verliebt bist!"

„Es ist möglich," antwortete Ludovic, „und in diesem Momente besonders hat mir Dein Gemälde, Petrus, die Augen geöffnet; Deine Verse, Jean Robert, haben mir die Ohren geöffnet, und ich wäre nicht erstaunt, nähme ich morgen einen Pinsel, um ihr Porträt zu malen, oder eine Feder, um ihr ein Madrigal zu machen. Ei! mein Gott! das ist die ewige Geschichte der Liebe, die man für eine Fabel, für eine Legende, für einen Roman hält, so lange man sie nicht mit verliebten Blicken liest. Was ist die Philosophie, was ist die Kunst, was ist die Wissenschaft? Selbst neben der Liebe sind die Wissenschaft, die Philosophie und die Kunst nur Formen des Schönen,

des Wahren, des Großen; das Schöne, das Wahre, das Große aber ist die Liebe!"

„Das gefällt mir!" rief Jean Robert, „wenn man anbeißt, so muß man so anbeißen."

„Und darf man wissen," fragte Petrus, „welches der Sonnenstrahl ist, der Dich aus Deiner Puppe hervorkommen gemacht hat, schöner Schmetterling?"

„Ei! gewiß, Ihr werdet es erfahren, meine Freunde; doch der Name, doch das Bild, doch die Person selbst sind noch in die geheimnißvollsten Organe meines Herzens eingeschlossen; das Geheimniß genügt mir noch. Ei! mein Gott! seid ruhig, es kommt ein Augenblick, wo mein Geheimniß von selbst an Euer Herz klopfen und Euch um Gastfreundschaft bitten wird."

Die zwei Freunde lächelten und reichten Ludovic die Hand.

Dann neigte sich Jean Robert, hob die fünf Acte auf und rollte sie zusammen.

In diesem Momente trat der Diener von Petrus ein, und meldete, der General Herbel sei unten.

„Er komme geschwinde herauf, der liebe Oheim!" rief Petrus nach der Thüre stürzend.

„Der Herr Graf ist in den Stall gegangen, und hat mir gesagt, ich soll den Herrn nicht stören," erwiederte der Diener.

„Petrus," sagten die jungen Leute, indem sie ihren Hut nahmen und wegzugehen sich anschickten.

„Nein, nein," rief Petrus, „mein Oheim liebt im Allgemeinen die Jugend, und er liebt Euch Beide insbesondere."

„Das ist möglich," erwiederte Ludovic, „und ich

bin ihm äußerst dankbar dafür; doch es ist halb zwölf Uhr, und Jean Robert liest sein Stück um Mittag in der Porte-Saint-Martin."

„Gut, was Jean Robert betrifft," sagte Petrus, „doch Du, Du hast durchaus nicht nöthig, zu dieser Stunde zu gehen."

„Ich bitte Dich Millionenmal um Verzeihung, lieber Freund; Dein Atelier ist reizend, geräumig, hinreichend luftig für Leute, welche seit sechs Monaten oder einem Jahre verliebt sind, doch für einen seit drei Monaten verliebten Menschen ist es unbewohnbar. Also, Gott befohlen, theurer Freund! ich gehe in den Wäldern spazieren, während der Wolf nicht darin ist."

„So komm, Cupido," sagte Jean Robert, indem er Ludovic beim Arme nahm.

„Gott befohlen, meine Theuersten!" sprach Petrus mit einer leichten Nuance von Traurigkeit.

„Was hast Du denn?" fragte Jean Robert, der minder befangen als Ludovic diese Traurigkeit wahrnahm.

„Ich? . . Nichts."

„Doch!"

„Nichts Bestimmtes wenigstens."

„Sag' uns das."

„Was soll ich Dir sagen? Bei der Meldung des Besuches von meinem Oheim zog, wie mir schien, etwas Drohendes durch die Luft. Er besucht mich so selten, dieser liebe Oheim, daß mich immer eine gewisse Bangigkeit ergreift, wenn man ihn meldet."

„Teufel!" rief Ludovic, „wenn es sich so ver-

hält, so bleibe ich: ich werde Dir als Wetterableiter dienen."

„Nein, mein wahrer Wetterableiter, lieber Freund, ist die volle Zuneigung, die mein Oheim für mich hegt. Meine Furcht ist albern und meine Ahnungen sind sinnlos."

„Uebrigens heute Abend oder spätestens morgen," sagte Ludovic.

„Und ich wahrscheinlich früher, ich werde Dir das Resultat meiner Vorlesung mittheilen."

Die jungen Leute nahmen Abschied von Petrus, und als sie vor die Thüre kamen, stieg Jean Robert in sein Tilbury und erbot sich, Ludovic abzusetzen, wo er wünschte, doch der junge Doctor schlug es aus, unter dem Vorwande, er müsse nothwendig zu Fuße gehen.

Und, in der That, während Jean Robert über die Place de l'Observatoire fuhr, folgte Ludovic den Boulevards bis zur Barrière d'Enfer, und ging träumend in die Wälder von Vernière, wo wir ihn allein lassen werden, da er in diesem Augenblicke ganz besonders die Einsamkeit aufzusuchen schien, und überdies Petrus und sein Oheim uns erwarten.

Der General Herbel kam ziemlich selten zu seinem Neffen; doch er kam nie zu ihm, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne unter der einen oder der andern Form, meistens unter der Form des Spottes, eine kleine Predigt in der Falte seines Mantels zu bringen.

Er war nicht gekommen seit vier bis fünf Monaten, das heißt ungefähr seit der Zeit, wo eine große Veränderung in der Existenz von Petrus sich zuge-

tragen hatte; als er eintrat, mußte er auch von einem Erstaunen zum andern übergehen.

Bei seinem letzten Besuche war das Haus noch dasselbe, wie er es das erste Mal gesehen hatte, das heißt ein reinliches Häuschen mit einem gepflasterten Hofe, geschmückt mit einer kleinen Mistinsel, zur Belustigung von sechs bis sieben Hennen und einem Hahn, der von diesem Vorgebirge herab den General mit seinem schrillsten Gesange begrüßt hatte, — und einer Hütte für Kaninchen, welche von Supplementen des Salats und des Kohls aller Miethsleute des Hauses gefüttert wurden, die sich glücklich fühlten, diesen Ueberfluß Thieren zu überlassen, welche an Festtagen die Leckerbissen der Tafel der Portière bildeten.

In diesem auf allen Seiten von Bäumen umgebenen Quartiere von Paris glich das Häuschen mehr einer von den Hütten, welche unsere Bauern bewohnen, als einem Stadthause; doch einfach und reinlich, abgelegen und beinahe verödet, war es in den Augen des Generals das sicherste Obdach, der friedlichste Winkel, den sich ein Arbeiter wünschen konnte.

Das Erste, was dem General auffiel und ihn, indem es ihm auffiel, in Erstaunen setzte, war — sobald die frisch angemalte Thüre unter dem Schlage des Klopfers sich geöffnet hatte, einen Bedienten in derselben Livree wie die seinige, das heißt in den Farben von Courtenay, erscheinen zu sehen, und ihn fragen zu hören:

„Was wünscht der Herr?"

„Wie, was ich wünsche, Schuft?" sagte der Graf, indem er den Lakai vom Kopfe bis zu den

Füßen maß; „ich wünsche meinen Neffen zu sehen, da ich deshalb gekommen bin."

„Ah! dann ist der Herr der General Graf Herbel," sprach der Diener sich verbeugend.

„Natürlich, ich bin der General Graf Herbel," wiederholte der General mit spöttischem Tone, „da ich Dir sage, daß ich meinen Neffen sehen will, und mein Neffe, so viel ich weiß, keinen andern Oheim hat, als mich."

„Ich will es meinem Herrn melden," sagte der Diener.

„Ist er allein?" fragte der General, während er sein Lorgnon nahm, um den Hof zu betrachten, der mit Flußsand bestreut war, statt, wie früher, mit Sandstein gepflastert zu sein.

„Nein, Herr Graf, er ist nicht allein."

„Eine Frau?"

„Nein, zwei Freunde: die Herren Jean Robert und Ludovic."

„Gut, gut, gut! melden Sie ihm, ich sei hier, ich werde sogleich hinaufkommen; ich will das Haus ein wenig besichtigen: das scheint mir reizend hier."

Der Diener ging zu Petrus hinauf, wie wir gesehen haben.

Als er allein war, konnte der General nach seiner Bequemlichkeit die verschiedenen Veränderungen und Verschönerungen, welche im Hause und im Hofe seines Neffen vorgegangen waren, lorgniren und betrachten.

„Ho! ho!" sagte er, „der Hauseigenthümer von Petrus hat, wie es scheint, Verbesserungen vornehmen lassen: ein kleines Beet von seltenen Blumen, wo

der Misthaufen war; eine Volière mit grünen Papageien, weißen Pfauen und schwarzen Schwanen, wo die Kaninchenhütte war; Ställe und Remisen endlich, wo sich ganz einfach ein Schoppen fand . . . Ah! bei meiner Treue, diese Geschirre scheinen mir wohl gehalten!"

Und als ein Liebhaber, was er war, näherte er sich dem Geschirrträger, auf welchem die Gegenstände, die seinen Blick angezogen, hingen.

„Ah! ah!" sagte er, „das Wappen der Courtenay! Also gehören diese Geschirre meinem Neffen! Ei! sollte er wirklich einen Oheim haben, den ich nicht kennen würde, und hätte er von diesem Oheim geerbt?"

Während er so analysirte, machte der General ein mehr erstauntes, als verdrießliches Gesicht; nachdem er in die Remise eingetreten war, und mit Aufmerksamkeit ein elegantes Coupé von Bender angeschaut hatte, als er in den Stall eingetreten war und mit der Hand über das Kreuz der zwei, wahrscheinlich bei Drake gekauften, Pferde gestrichen hatte, nahm das Gesicht des Generals einen Ausdruck von unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Schöne Thiere!" murmelte er, während er die Pferde streichelte; „das Gespann ist zehntausend Franken wie einen Liard werth. Ei! ist es denn möglich, daß diese Pferde einem armen Teufel von einem Maler gehören, der kaum zehntausend Franken jährlich verdient?"

Und der General, da er sich bei der Betrachtung des Wappens an den Geschirren getäuscht zu haben glaubte, untersuchte das Wappen am Wagen. Es

war wirklich das Wappen der Courtenay mit einer Krone oder vielmehr mit einer Baronenschnur darüber.

„Das ist es, das ist es," murmelte er: „ich Graf, sein Vater, der Seeräuber, Vicomte, er Baron. Es ist ein Glück, daß er sich mit der Kronenschnur begnügt und nicht die geschlossene Krone genommen hat . . . Und am Ende," fügte er bei, „wenn er sie genommen hätte, er ist dazu berechtigt, da unsere Ahnen regiert haben."

Wonach er, einen letzten Blick auf die Pferde, auf die Geschirre, auf die Volière, auf die Blumen und auf den unter seinen Füßen wie Perlen rollenden Sand werfend, die Treppen seines Neffen hinaufging. Doch im ersten Stockwerke angelangt, blieb er stehen, strich mit seiner Hand über seine Augen, als wollte er eine Thräne abwischen, und murmelte:

„Mein armer Pierre, sollte Dein Sohn ein unredlicher Mensch geworden sein?"

Pierre, das war der Bruder des Grafen Herbel, derjenige, welchen er bei seinen Brummereien mit dem Titel Jakobiner, Seeräuber beehrte.

In dem Momente, wo der Graf Herbel diese Worte vollendete und heimlich die Thränen abwischte, von denen sie begleitet waren, hörte er rasch die Treppe herabsteigen, welche vom ersten Stocke in den zweiten führte, während mit ihrem freudigsten Ausdrucke die Stimme seines Neffen rief:

„Guten Morgen, mein Oheim! guten Morgen, mein lieber Oheim! Warum kommen Sie denn nicht herauf?"

„Guten Morgen, mein Herr Neffe," antwortete trocken der Graf Herbel.

„Ho! ho! wie Sie mir das sagen, mein Oheim," rief der junge Mann erstaunt.

„Was willst Du? ich sage es Dir, wie ich es fühle," erwiederte der General, indem er das Geländе anfaßte und die Treppe weiter hinaufstieg.

Dann trat er, ohne ein Wort beizufügen, ein, wählte mit dem Auge das beste Fauteuil, und sank mit einem Uf von schlimmer Vorbedeutung darein.

„Ah! ah!" murmelte Petrus, „ich täuschte mich nicht."

Und er näherte sich dem General und sagte zu ihm:

„Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie diesen Morgen nicht sehr guter Laune zu sein scheinen."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte der General, „ich bin nicht guter Laune, und das ist mein Recht."

„Ich bin weit davon entfernt, Ihnen dieses Recht streitig zu machen, mein lieber Oheim, und ich kenne hinreichend Ihren Gleichmuth, um mir zu sagen, wenn Sie schlimmer Laune seien, so sei dies nicht ohne Grund."

„Und Sie sprechen die Wahrheit, mein Herr Neffe."

„Sollten Sie schon in der Morgendämmerung einen unangenehmen Besuch erhalten haben?"

„Nein, doch ich habe einen Brief erhalten, der mir Kummer gemacht hat, Petrus."

„Ich war dessen sicher, ich wette, es ist ein Brief von der Marquise de la Tournelle."

„Dieser leichtsinnige Ton ist unziemlich, Petrus; erlaube mir, Dich daran zu erinnern, daß Du in

diesem Augenblicke den Respect gegen zwei Greise verletzst."

Petrus, der sich auf ein Pliant gesetzt hatte, stand wieder auf, als ob ihn eine Feder auf seine Beine geschnellt hätte.

„Entschuldigen Sie, mein Oheim," sagte er, „Sie erschrecken mich! ich habe Sie nie mit dieser Härte sprechen hören."

„Petrus, ich habe Ihnen auch nie so ernste Vorwürfe zu machen gehabt, wie die, welche ich Ihnen heute zu machen habe."

„Glauben Sie mir, mein Oheim, ich bin bereit, sie mit der Unterwürfigkeit zu empfangen, die ich Ihnen schuldig bin, und besonders mit tiefem Bedauern, sie verdient zu haben; denn sobald Sie mir sie machen, mein Oheim, habe ich sie verdient."

„Sie sollen selbst darüber urtheilen; hören Sie mich also ernsthaft an, wie ich mit Ihnen sprechen werde, Petrus."

„Ich höre Sie."

Der General winkte seinem Neffen, sich niederzusetzen; dieser bat ihn aber durch einen andern Wink um die Erlaubniß, stehen zu dürfen.

Er erwartete also die Anklage in der Stellung eines Verbrechers vor seinem Richter.

XXXIII.

Wo Petrus sieht, daß seine Ahnungen ihn nicht betrogen hatten.

Der Graf machte es sich so bequem als möglich in seinem Lehnstuhle; denn der alte Sybarite liebte es, behaglich zu sein, um zu moralisiren.

Petrus schaute ihm mit einer gewissen Unruhe zu.

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schlürfte wollüstig eine Prise Spaniol, stüberte seine Weste ab, um die wohlriechenden Atome zu verjagen, wechselte völlig den Ton und die Manieren und sprach:

„Nun, mein lieber Neffe, wir haben also die Rathschläge unseres guten Oheims befolgt?"

Das Lächeln trat wieder auf die Lippen von Petrus, der schon ein den Umständen angemessenes Gesicht angenommen hatte.

„Welche Rathschläge, mein lieber Oheim?" fragte er.

„Ei!... in Beziehung auf Frau von Marande."

„Frau von Marande?"

„Ja."

„Ich schwöre Ihnen, mein Oheim, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Discretion? Gut, junger Mann, das ist eine Tugend, die wir zu unserer Zeit nicht ausübten, doch ich hasse es nicht, sie bei den Andern üben zu sehen."

„Mein Oheim, ich schwöre Ihnen . . ."

„Zu unserer Zeit," fuhr der General fort, „wenn ein junger Mann von Adel, der einen großen Namen trug, das Unglück hatte, ein jüngerer Familiensohn zu sein, das heißt, keinen Sou zu besitzen, bei meiner Treue! wenn er ein schöner Junge war, von Körper gut gebaut, elegant von Manieren, so zog er Nutzen aus Allem dem. Ist die Natur verschwenderisch gewesen, und Fortuna geizig, so muß man wohl die Gaben der Natur benützen."

„Mein lieber Oheim, ich gestehe Ihnen, daß ich Sie immer weniger begreife."

„Ah! willst Du mich etwa glauben machen, Du habest die Schule der Bürger nicht spielen sehen?"

„Doch, mein Oheim, ich habe sie spielen sehen."

„Und Du habest den Marquis von Moncade nicht beklatscht?"

„Ich habe sein Spiel beklatscht, weil Armand diese Rolle gut spielt, doch ich habe seine Handlung nicht beklatscht."

„Ah! wahrhaftig, Sie sind spröde, mein Herr Neffe."

„Nein, mein lieber Oheim; doch zwischen spröde sein und zugeben, daß ein Mann Geld von einer Frau empfangen kann . . ."

„Bah! mein lieber Freund, ist man selbst arm und diese Frau ist reich, wie Frau von Marande oder wie die Gräfin Rappt . . ."

„Mein Oheim!" rief Petrus aufspringend.

„Alles schön, mein Neffe! Alles schön! Das ist nicht mehr die Mode! Sprechen wir nicht mehr hievon, die Moden ändern sich. Doch was willst Du? ich verlasse Dich vor vier Monaten, mit einem mit Deinen Skizzen ausgeschmückten Atelier und einem daran stoßenden Stübchen, Alles von Deiner Portière besorgt, der man prunkhaft den Namen Wirthschafterin gegeben; ich wische mir vor der Thüre meine Füße auf einer Strohdecke ab, die nicht mehr neu ist, und ich sehe Dich ruhig zu Fuße nach dem Quartier Latin gehen, um für zweiundzwanzig Sous bei Flicotteaux zu Mittag zu essen; ich sage mir:

„„Mein Neffe ist ein armer Teufel von einem Maler, der mit seinem Pinsel vier bis fünftausend Franken verdient, der keine Schulden machen will, der seinem armen Vater nicht zur Last sein will; mein Neffe ist ein ehrlicher Junge, doch er ist ein Dummkopf. Ich muß folglich meinem Neffen einen guten Rath geben."" Ich gebe ihm nun den Rath, den Herrn von Lauzun seinem Neffen gibt, und sage zu ihm: „„Junge, Du bist schön, Du bist elegant; hier ist eine Prinzessin: sie heißt nicht Herzogin von Berry, sie ist nicht die Tochter des Regenten, doch sie schwimmt in den Millionen . . .""

„Mein Oheim!"

„Ich komme wieder, ich finde den Hof in einen Garten verwandelt; mitten im Hofe ein Beet von seltenen Pflanzen . . . oh! eine Volière mit Vögeln, aus Indien, China, Californien . . . oh! oh! Ställe mit Pferden von sechstausend Franken und Geschirre mit dem Wappen der Courtenay . . . oh! oh! oh! und ich gehe ganz freudig hinauf und sage zu mir selbst: „„Nun wohl, mein Neffe ist ein Mensch von Geist, was manchmal mehr werth ist, als ein Mensch von Talent zu sein."" Ich sehe Teppiche im letzten Stocke, ein Atelier wie das von Gros oder Horace Vernet, und ich sage zu mir: „„Ah! ah! Alles geht gut!""

„Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bemerken zu müssen, daß Sie sich völlig täuschen."

„Dann geht Alles schlecht."

„Ei! nein, mein Oheim; nur bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich zu stolz bin, um diesen Luxus, zu dem Sie mir Glück zu wünschen die Güte haben,

etwas Anderem zu verdanken, als meinen eigenen Mitteln."

„Ah! Teufel, ich begreife, man hat ein Gemälde bei Dir bestellt, und es im Voraus bezahlt?"

„Nein, mein Oheim."

„Man hat Dich beauftragt, die Rotunde der Madeleine zu decoriren?"

„Nein, mein Oheim."

„Du bist zum ordentlichen Maler Seiner Majestät des Kaisers von Rußland mit zehntausend Rubel Gehalt ernannt worden?"

„Nein, mein Oheim."

„Dann hast Du Schulden?"

Petrus erröthete.

„Du hast Abschlagszahlungen dem Sattler, dem Wagenmacher, dem Tapezierer gegeben, und da Du ihnen diese Abschlagszahlungen unter dem Namen Baron Herbel von Courtenay gegeben hast, da man Dich als meinen Neffen kennt, so hat man Dir Credit bewilligt."

Petrus neigte das Haupt.

„Nun," fuhr der Graf fort, „nun begreifst Du, daß ich, wenn sich alle diese Leute mit ihren Rechnungen bei mir einfinden, sagen werde: „„Baron Herbel? Ich kenne ihn nicht.""

„Mein Oheim, seien Sie unbesorgt," erwiederte Petrus, „man wird sich nie bei Ihnen einfinden."

„Bei wem denn?"

„Bei mir."

„Ja, und wenn man kommt, wirst Du im Stande sein?"

„Ich werde mich einrichten."

„Du wirst Dich einrichten, indem Du die Hälfte des Tages im Walde zubringst, um der Frau Gräfin Rappt zu begegnen, indem Du alle Abende in der großen Oper oder bei den Bouffes zubringst, um von fern die Frau Gräfin Rappt zu begrüßen, indem Du alle Nächte auf dem Ball zubringst, um der Frau Gräfin Rappt die Hand zu drücken."

„Mein Oheim!"

„Ah! ja, nicht wahr, die Wahrheit hört sich schwer an? Doch Du wirst sie hören."

„Mein Oheim," sprach Petrus stolz, „sobald ich nichts von Ihnen verlange . . ."

„Bei Gott! ich bekümmere mich darum, ob Du etwas von mir verlangst . . . Sobald Du weder von Deiner Geliebten noch von mir verlangst, und dreißig bis vierzigtausend Franken jährlich ausgibst, verlangst Du von Deinem Piraten von Vater."

„Ja, und ich muß sagen, mein lieber Oheim, daß mein Pirat von einem Vater mir nichts von dem verweigert, was ich von ihm verlange, sondern sogar mich mit seinen Sittenpredigten verschont."

„Damit willst Du mir ihn als Beispiel vorstellen? Gut, ich werde mich bemühen, nicht kitzliger zu sein als er; nur muß ich Dir nun sagen, warum ich bei meinem Eintritte schlechter Laune war, und warum ich Anfangs ein wenig hart mit Dir gesprochen habe . . ."

„Sie sind mir keine Erklärung schuldig."

„Doch, Du hast Recht, sobald Du nichts von mir verlangst . . ."

„Ihre Freundschaft immer, mein Oheim."

„Nun wohl, damit Du mir die Deinige bewahrst,

muß ich Dir die Ursache meiner schlechten Laune sagen."

„Ich höre, mein Oheim."

„Kennst Du? . . . Es ist im Ganzen unnöthig, daß Du ihn kennst. Ich will Dir die Geschichte erzählen; wir wollen den Helden *** nennen. Höre und begreife die Ursache meiner schlechten Laune. — Ein braver Arbeiter von Lyon kam vor etwa dreißig Jahren zu Fuße nach Paris, ohne einen Sou in seiner Tasche, ohne Strümpfe an seinen Füßen, ohne ein Hemd auf dem Rücken. Durch Noth und Geduld erlangte er nach Verlauf von fünf Jahren die Stelle des Chefs einer Spinnerei mit dreitausend Franken Gehalt. Er ist reich, nicht wahr? Ein Mensch, der nach Paris ohne Schuhe gekommen ist und dreitausend Livres Einkommen erlangt hat, ist ein reicher Mann; denn derjenige ist reich, welchen die Arbeit den Leidenschaften, den Bedürfnissen, den Launen seines Temperaments oder seiner Einbildungskraft entzogen hat. Nun schenkte ihm seine Frau nach einem zweijährigen Aufenthalte in Paris ein Kind; dann starb sie.

„„Was werde ich aus diesem Knaben machen?"" fragte sich der Vater, als sein Sohn fünfzehn Jahre alt war.

„Es versteht sich von selbst, daß es ihm nicht einen Augenblick einfiel, aus seinem Sohne das zu machen, was er selbst gewesen war, — ein Arbeiter... Sie wissen übrigens, daß man mich hohen Ortes beschuldigt, ich sei ein Jacobiner, und ich muß sagen, dieser wohl angebrachte Stolz, dieser väterliche Stolz, der darin besteht, daß man immer seinen Sohn über

sich erzieht, ist eine Idee der Revolution von 1789, und hätte sie nur solche gehabt, so wäre ich ihr nicht zu sehr gram ... Dieser Vater sagte also zu sich selbst:

„„Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und Wasser geschwitzt; ich habe gelitten wie ein Elender; mein Sohn soll nicht leiden wie ich. Von den dreitausend Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünfzehnhundert der Erziehung meines Sohnes opfern; ist seine Erziehung vollendet, so wird er sein, was er will, Advocat, Arzt, Künstler; mir gleichviel, was er sein wird, wenn er nur etwas ist.““

„Dem zu Folge brachte man den jungen Menschen in eine der ersten Pensionen von Paris. Der Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die ihm blieben ... nein, nicht mit den fünfzehnhundert Franken! mit den tausend; denn Du gibst wohl zu, daß der Unterhalt und das Taschengeld wenigstens fünfhundert Franken kosteten? ... Hörst Du mich, Petrus?“

„Mit der größten Aufmerksamkeit, mein lieber Oheim, obschon ich nicht weiß, worauf Sie abzielen.“

„Du wirst es sogleich erfahren; folge nur aufmerksam meiner Erzählung.“

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, und Petrus hielt sich bereit, kein Wort von dem zu verlieren, was ihm sein Oheim sagen sollte, wie er kein Wort von dem, was er gesagt, verloren hatte.

XXXIV.

Wo bewiesen ist, daß mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwischen den Musikalienhändlern und den Bilderhändlern stattfindet.

Der Graf Herbel schlürfte wollüstig seine Prise, ließ von seinem Jabot die letzte Spur des Niesepulvers verschwinden und fuhr dann fort:

„Man brachte also den Knaben in eines der ersten Colléges von Paris, wo man ihm, außer der Collegialerziehung, einen Lehrer in der deutschen Sprache, einen Lehrer in der englischen Sprache, einen Musiklehrer gab, so daß sich der jährliche Aufwand, statt zweitausend Franken zu belangen, auf zweitausend fünfhundert belief. Der Vater lebte von fünfhundert Franken; was bekümmerte er sich um die physische Nahrung, empfing nur sein Sohn im Ueberflusse die moralische Nahrung.

„Der junge Mensch machte, wie es eben ging, seine Classen durch; es war sogar ein guter Schüler, und der Vater erquickte sich, als Entschädigung für alle seine Opfer, an den Lobeserhebungen, die ihm über den beharrlichen Fleiß, die gute Aufführung und die Fortschritte seines Sohnes zukamen.

„Mit achtzehn Jahren trat er aus dem Collége aus; er konnte ein wenig Griechisch, ein wenig Lateinisch, ein wenig Deutsch, ein wenig Englisch . . . Bemerke wohl, daß er nur ein wenig für die fünfzehntausend Franken konnte, die seine Erziehung seinem Vater kostete, und daß ein wenig nicht genug ist . . . Dagegen, man muß es sagen, hatte er große

Fortschritte auf dem Klavier gemacht; so daß er, als ihn sein Vater fragte, was er werden wollte, dreist und ohne Zögern antwortete: „„Musiker!““

„Der Vater wußte nicht genau, was ein Musiker war; der durch diese Worte repräsentirte Künstler schien ihm immer ein Mensch zu sein, der in freier Luft Concerte auf einer Leier, oder auf einer Harfe, oder auf einer Geige gebe. Doch daran lag ihm wenig: sein Sohn wollte Musiker sein; er hatte wohl das Recht, seinen Stand zu wählen.

„Man fragte den jungen Mann, bei wem er seine musikalischen Studien fortzusetzen wünsche; er bezeichnete den ersten Pianisten der Zeit.

„Nur mit großen Schwierigkeiten willigte der Meister ein, drei Lectionen wöchentlich gegen zehn Franken zu geben; das waren zwölf Lectionen, das heißt hundertundzwanzig Franken monatlich.

„Von vierzehnhundertvierzig Franken jährlich zu zweitausend fünfhundert Franken war der Unterschied nicht so groß, daß man etwas an der Pension des unglücklichen Knaben vermindern konnte, und was konnte er sogar mit elfhundert sechzig Franken machen!

„Zum Glücke erhielt um dieselbe Zeit der Vater eine Zulage von sechshundert Franken. Er war hierüber ungemein erfreut; das gab seinem Sohne siebzehnhundert fünfzig Franken Pension. Er, da er bis dahin mit fünfhundert Franken gelebt hatte, bei Gott! er würde wohl auch noch ferner davon leben.

„Aber man brauchte ein Klavier. — Man konnte nur auf einem Klavier von Erard lernen. Der Klavierlehrer sprach ein paar Worte mit dem berühmten Fabricanten; ein Klavier von viertausend Franken

wurde auf zweitausend sechshundert reducirt, und man gab dem Zögling zwei Jahre, um es zu bezahlen. Es wurde verabredet, der Zögling sollte hundert Franken monatlich von den siebzehnhundert sechzig Franken abziehen.

„Nach zwei Jahren hatte der Zögling eine gewisse Stärke erlangt, nur nicht für die Nachbarn; ungerecht, wie man im Allgemeinen gegen die Fortschritte ist, die man sich entwickeln sieht oder hört, fanden diese Nachbarn, der junge Klavierspieler sei sehr schwach, daß er nicht rascher die Schwierigkeiten überwinde, mit denen er sie vom Morgen bis zum Abend regalirte. — Die Nachbarn eines Pianisten sind immer ungerecht; doch der junge Mann bekümmerte sich durchaus nichts um diese Ungerechtigkeit. Er spielte mit aller Hartnäckigkeit die Studien von Bellini und Variationen von Mozart, den Freischütz von Weber, die Semiramide von Rossini.

„Mehr noch: durch fortwährendes Spielen kam er auf den Gedanken, er könnte auch Musik machen. Von da zur Ausführung ist es nur ein einziger Schritt; diesen Schritt vollbrachte er mit ziemlich viel Glück.

„Doch man weiß, die Musikalienhändler wie die Buchhändler haben alle eine und dieselbe Antwort, abwechselnd in der Form, unveränderlich im Grunde, über die Ambitionen der debutirenden Romanenschreiber oder Componisten: „„Machen Sie sich bekannt, und ich werde Sie veröffentlichen.““ Das ist dem Anscheine nach ein ziemlich fehlerhaftes Verfahren, da man nur bekannt werden kann, wenn man gedruckt wird . . . Ich weiß nicht, wie das zugeht,

diejenigen aber, welche wirklich den Teufel im Leibe haben, werden am Ende immer bekannt. — Doch, ich weiß, wie das zugeht: das geschieht, wie unser junger Mann that.

„Er sparte an Allem, sogar an der Nahrung, und häufte am Ende zweihundert Franken an, mit denen er Variationen über Di tanti palpiti drucken ließ.

„Der Namenstag seines Vaters nahte heran; die Variationen wurden für diesen Tag gedruckt.

„Der Vater hatte die Befriedigung, den Namen seines Sohnes in Fettschrift über kleine schwarze Punkte gedruckt zu sehen, die ihm um so ehrwürdiger schienen, als er nichts davon begriff; doch, nach dem Mittagsmahle, legte der Sohn das Stück feierlich auf das Instrument, und, mit Hülfe von Erard, hatte es einen glänzenden Familiensucceß.

„Der Zufall, — damals sagte man die Vorsehung, — wollte, daß das Stück nicht schlecht war, und daß es einen gewissen Succeß in der Welt erhielt. Da der junge Mann darin nur die Schwierigkeiten, die er selbst überwinden konnte, angehäuft, und eine Anzahl von geschwänzten, doppelt geschwänzten, dreifach geschwänzten Noten hatte figuriren lassen, welche in unerfahrenen Augen eine ziemlich majestätische Wirkung hervorbrachten, so fielen die Zöglinge von zweiter Stärke über das Stück her, das sich rasch erschöpfte.

„Unglücklicher Weise konnte der Herausgeber allein den Succeß beurtheilen, und da die Hoffart eine Todsünde ist, und er eine so unschuldige Seele, wie es die des Klienten war, der ihn mit seinen Inte-

ressen betraut hatte, nicht gefährden wollte, war er bei seiner dritten Auflage, als er ihm sagte, es bleiben noch tausend von der ersten im Magazin. Er willigte indessen ein, ihm seine zweite Etude auf seine Gefahr drucken zu lassen; die dritte mit Theilung beim Nutzen. — Es versteht sich von selbst, daß nie eine Theilung stattfand. — Im Ganzen aber wurde der Effect hervorgebracht, und der Name unseres jungen Mannes fing an in den Salons in Umlauf zu kommen.

„Man machte ihm den Vorschlag, Lectionen zu geben. Er lief zu seinem Herausgeber und fragte ihn um Rath. Er fand, wenn er drei Franken für die Marke fordere, mache er maßlose Prätensionen; der Herausgeber setzte ihm aber auseinander, die Leute, welche drei Franken geben, können auch zehn geben; Alles hänge von den Anfängen ab, und er sei ein zu Grunde gerichteter Mensch, wenn er sich zu weniger als zehn Franken die Stunde schätze."

„Aber, mein Oheim," sagte Petrus, der mit viel Aufmerksamkeit zugehört hatte, und von einer gewissen Aehnlichkeit betroffen war, „wissen Sie, daß diese Geschichte große Aehnlichkeit mit der meinigen hat?"

„Du findest?" erwiederte der Graf mit seinem spöttischem Lächeln; „warte, Du wirst das sogleich besser beurtheilen."

Und er fuhr fort:

„Während sich unser junger Mann in der Composition versuchte, erlangte er zugleich eine gewisse Stärke in der Execution. Eines Tages machte ihm sein Herausgeber den Vorschlag, er sollte ein Concert

geben. Der junge Mann schaute den vermessenen Musikalienhändler mit Schrecken an. Ein Concert geben, war indessen der Gegenstand seiner heißesten Wünsche. Doch er hatte sagen hören, die Kosten eines Concertes belaufen sich wenigstens auf tausend Franken. Wie eine solche Speculation wagen? Schlug das Concert fehl, so war er zu Grunde gerichtet; nicht nur er, sondern auch sein Vater!... Damals fürchtete sich unser junge Mann noch, seinen Vater zu Grunde zu richten."

Petrus schaute den General an.

„Der Dummkopf, nicht wahr?" fuhr dieser fort.

Petrus schlug die Augen nieder.

„Gut! nun hast Du mich unterbrochen, und ich weiß nicht mehr, wobei wir sind," sagte der General.

„Wir waren beim Concert, mein Oheim; der junge Musiker befürchtete nicht auf seine Kosten zu kommen."

„Ganz richtig . . . Der Musikverleger erbot sich edelmüthig, Alles zu übernehmen — immer auf seine Gefahr. Die Entrées, die ihm seine Musik in den ersten Salons von Paris gewährte, gaben ihm Hoffnung, eine Anzahl Billets unterzubringen. Er brachte tausend zu fünf Franken unter und sandte davon großmüthig fünfzehn dem Concertgeber: das war für seine Familie und für seine Freunde.

„Es versteht sich von selbst, daß der gute Vater seinen Platz auf der ersten Bank hatte. Dies exaltirte ohne Zweifel unsern Debutanten, denn er that Wunder. Sein Succeß war ungeheuer; der Unternehmer hatte zwölfhundert Franken Kosten und sechstausend Franken Einnahme."

„„Mir scheint,““ sagte schüchtern unser junger Mann zu seinem Musikalienhändler, „„wir hatten einige Personen in unserem Concerte?““

„„Verschenkte Billets,““ antwortete der Herausgeber.“

„Gut!“ rief Petrus lachend, „mir scheint, es ist in der Musik wie bei der Malerei. Sie erinnern sich meines Successes im Salon von 1824, nicht wahr, mein Oheim?“

„Bei Gott!“

„Ein schändlicher Händler kaufte mir mein Bild um zwölfhundert Livres ab und verkaufte es wieder um sechstausend.“

„Du bekamst aber doch zwölfhundert Franken,“ sagte der General.

„Ein paar Louisd'or weniger,“ erwiederte Petrus, „die ich für meine Leinwand, für meine Modelle und für meinen Rahmen ausgegeben hatte.“

„Nun wohl,“ sprach der Graf mit einer immer mehr spöttischen Miene, „eine neue Aehnlichkeit zwischen Dir und unserm neuen Musiker.“

Und der General, als wäre er über diese Unterbrechung entzückt gewesen, zog seine Tabaksdose aus seiner Weste, schöpfte daraus eine Prise mit dem Ende seiner aristokratischen Finger, und schlürfte sie, indem er ein wollüstiges ah! entschlüpfen ließ.

XXXV.

In welchem man in dem Momente, wo man es am wenigsten erwartete, eine neue Person eintreten sieht.

„Von diesem Augenblicke an," fuhr der Graf fort, „war unser junger Mann lancirt. Der Musikalienhändler hätte gern die angefangene Ausbeutung fortsetzen mögen; doch was unser junger Mann nicht sah, machten ihn seine Freunde sehen, und wie groß auch seine Bescheidenheit war, er begriff am Ende, daß er mit seinen eigenen Flügeln fliegen konnte. Und in der That, von dieser Zeit an gingen Studien für das Klavier, Lectionen, Concerte mit gleichen Schritten vorwärts, und der junge Mann gelangte mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren dahin, daß er sechstausend Franken jährlich verdiente, das heißt das Doppelte von dem, was sein Vater mit fünfzig Jahren sich erwarb."

„Der erste Gedanke, der sich nun dem Herzen des jungen Mannes bot, — denn er hatte ein gutes Herz, — war, seinem Vater wieder zu erstatten, was sein Vater für ihn ausgegeben hatte. Er hatte lange mit siebzehnhundert Franken jährlich gelebt, er konnte also großartig mit dreitausend leben. Er war also im Stande, seinem Vater dreitausend Franken jährlich zurückzugeben. Seinem Vater, der sich für ihn jede Entbehrung auferlegt hatte, würde es fortan an nichts mehr fehlen."

„Sodann würden sich die Einnahmen verdoppeln; es würde ein Gedicht kommen, er würde die Musik

dazu machen; er würde in der Opéra-Comique gespielt werden, wie Hérold, oder in der großen Oper wie Auber; er würde zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Franken verdienen, und wie der Wohlstand auf die Noth folgen sollte, so sollte der Luxus auf den Wohlstand folgen. Was sagst Du zu diesem Plane, Petrus?"

„Ei!" erwiederte der junge Mann ziemlich verlegen, denn er bemerkte, daß sich die Lage des Musikers immer mehr der seinigen näherte, „ei! ich finde ihn ganz natürlich, mein Oheim."

„Und Du hättest an der Stelle des Musikers gethan, was der Musiker zu thun vorhatte?"

„Mein Oheim, ich hätte gegen meinen Vater dankbar zu sein gesucht."

„Traum! ein schöner Traum, mein Freund, die Dankbarkeit der Kinder!"

„Mein Oheim!"

„Ich, was mich betrifft, glaube nicht daran," fuhr der General fort, „und zum Beweise dient, daß ich nicht verheirathet bin."

Petrus antwortete nichts.

Der General heftete einen tiefen Blick auf ihn; sodann, nach einem Momente des Stillschweigens, sagte er:

„Nun wohl, diesen Traum machte eine Frau verschwinden."

„Eine Frau?" murmelte Petrus.

„Oh! mein Gott, ja," fuhr der General fort; „unser Musiker fand in der Gesellschaft eine hübsche, sehr reiche Frau, die auf großem Fuße lebte. Es war übrigens eine sehr schöne und sehr verständige

Person; selbst Künstlerin, so weit dies einer vornehmen Frau zu sein erlaubt ist. Der junge Mann legte ihr, nach dem Ausdrucke der Schmachtenden, seine Liebe zu Füßen. Sie geruhte diese Liebe aufzuheben, und von diesem Augenblicke war Alles beendigt."

Petrus hob rasch den Kopf empor.

„Ja," sagte der General, „Alles war beendigt. Unser Musiker vernachlässigte seine Lectionen. — Wie noch Lectionen zu sechs Franken die Marke geben, wenn man von einer Gräfin, einer Marquise, einer Prinzessin, was weiß ich? ausgezeichnet worden? — Er vernachlässigte die Etuden, die Themen, die Variationen für das Klavier; er wollte keine Concerte mehr geben. Er hatte von einem Gedichte, von einer Aufführung in der Oper gesprochen; er erwartete das Gedicht, das Gedicht kam nicht. Die Herausgeber machten Queue vor seiner Thüre, er übernahm Verbindlichkeiten gegen Sie unter der Bedingung von Vorschüssen, die man ihm machen würde. Man kannte ihn als ehrlichen Mann, ganz seinem Worte treu, man that Alles, was er wünschte: er steckte sich in Schulden. Mußte man sich nicht auf den Fuß setzen, auf dem der Geliebte einer vornehmen Dame leben soll? Pferde, ein Coupé, Livreebediente, Teppiche auf den Treppen haben? Sie vermuthete natürlich nichts; sie hatte zweimalhunderttausend Livres Einkommen; was für den armen Musiker ein zu Grunde richtender Aufwand war, war für sie die Mittelmäßigkeit. Ein Coupé, ein paar Pferde! sie bemerkte nicht einmal, daß der junge Mann ein Coupé und ein paar Pferde hatte. Wer hat nicht zwei Pferde und ein Coupé? . . . Er indessen erschöpfte alle

seine Mittel; sodann als seine Mittel erschöpft waren, wandte er sich an seinen Vater. Ich weiß nicht, wie es der Vater machte, um ihn zu unterstützen; er gab ihm sicherlich kein Geld, denn er hatte keines; wahrscheinlich aber gab er ihm seine Unterschrift. Die Unterschrift eines ehrlichen Mannes, der keinen Sous Schulden hat, das discontirt sich — mit Verlust, ich weiß es wohl, doch das discontirt sich. — Nun wird der Vater, am Verfalltage, trotz seines guten Willens, nicht bezahlen können; so daß eines Tages bei der Rückkehr von der Spazierfahrt unser Livreebedienter unserm jungen Mann auf einem silbernen Brette einen Brief überreichen wird, der ihm ankündigt, sein Vater sei in der Rue de la Clef, und ist man einmal dort, Du weißt, Petrus, so ist man für fünf Jahre dort."

„Mein Oheim! mein Oheim!" rief Petrus.

„Nun was?" fragte der General.

„Oh! ich bitte, haben Sie Mitleid!"

„Mitleid? Ah! ah! mein Lieber, Sie begreifen also, daß es Ihre Geschichte ist, oder ungefähr, was ich Ihnen erzähle?"

„Mein Oheim," sagte Petrus, „Sie haben Recht, ich bin ein Narr, ein Hoffärtiger, ein Wahnsinniger!"

„Sind Sie nicht schlimmer als Alles dies?" sprach der Graf mit einer Strenge, in die sich eine gewisse Traurigkeit mischte. „Weil Ihr Vater einst um den Preis seines Blutes ein Vermögen besaß, das Ihnen als Edelmann zu leben erlaubt hätte, wäre dieses Edelmannsleben in einer Zeit, wo die Arbeit eine Pflicht für jeden Bürger ist, nicht gleichbedeutend mit Müßigang, folglich mit Schande gewesen; weil Sie Ihr Vater, der dreißig Jahre auf dem harten

Bette des Oceans geschüttelt worden war, Sie als ein Kind in eine goldene Wiege gelegt hat, bildeten Sie sich ein, der Sturm habe die Beute wiedergewonnen, die der Sturm sich hatte nehmen lassen; Sie bildeten sich ein, Alles sei, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, als Sie mit den englischen Guineen und den spanischen Dublonen spielten, und Sie dachten nicht daran, es sei Feigheit von Ihnen, hätten Sie es nicht von ihm verlangt, von einem Greise, und zwar um Ihre tolle Eitelkeit zu befriedigen, anzunehmen, was ihm die Wohlthat des Zufalls ließ."

„Mein Oheim! mein Oheim! ich bitte," rief Petrus, „schonen Sie mich!"

„Ja, ich werde Dich schonen; denn ich habe Dich soeben über Deinen eigenen Fehler, verkleidet unter dem Namen eines andern, erröthen sehen. Ja, ich werde Dich schonen; denn ich hoffe, wenn es noch Zeit ist, Dich zu retten, — der Anblick des Abgrundes, welchem Du zuläufst, und in den Du Deinen armen Vater mit Dir fortreißst, wird Dich bewegen, einen Schritt rückwärts zu machen."

„Mein Oheim," sagte Petrus, indem er dem General die Hand reichte, „ich verspreche Ihnen..."

„Oh!" antwortete der General, „ich gebe nicht so die Hand wieder, die ich einmal zurückgezogen habe. Du versprichst, das ist gut, Petrus, doch erst, wenn Du kommst und mir sagst: „„Ich habe gehalten,"" werde ich Dir erwiedern: „„Bravo, Junge, Du bist in der That ein redlicher Mensch!"""

Und der General, um seine Weigerung etwas weniger hart zu machen, beschäftigte seine beiden Hände, die eine, um seine Tabaksdose zu halten, die

andere, um eine Prise an den Ort ihrer Bestimmung zu führen.

Petrus, der abwechselnd erröthete und erbleichte, ließ träge die Hand fallen, die er dem General reichte.

In diesem Augenblicke hörte man einen gewaltigen Lärmen auf der Treppe; zugleich einen Lärmen von Stimmen und Tritten.

Die Stimmen sagten:

„Ich erkläre dem Herrn, daß die Befehle, die ich erhalten habe, bestimmt sind."

„Was für Befehle hast Du erhalten, Bursche?"

„Niemand eher hinaufzulassen, als bis ich die Karte überbracht habe."

„Wem?"

„Dem Herrn Baron."

„Und wie nennst Du den Herrn Baron?"

„Den Herrn Baron von Courtenay."

„Komme ich zum Herrn Baron von Courtenay? Ich komme zu Herrn Pierre Herbel."

„Dann werden Sie nicht hinaufgehen."

„Wie! ich werde nicht hinaufgehen?"

„Nein."

„Ah! Du versperrst mir den Weg . . . warte."

Ohne Zweifel wartete derjenige, welcher zu warten eingeladen war, nicht lange, denn der Oheim und der Neffe hörten fast in demselben Momente ein ziemlich seltsames Geräusch, das dem eines schweren vom ersten Stocke in das Erdgeschoß fallenden Körpers glich.

„Was Teufels geht denn auf Deiner Treppe vor?" fragte der General.

„Ich weiß es nicht, mein Oheim, doch so viel ich beurtheilen kann, ist es mein Bedienter, der sich mit Jemand streitet."

„Potz Henker!" rief der General, „ohne Zweifel ist es ein Gläubiger, der für geeignet gehalten haben wird, den Augenblick zu wählen, wo ich bei Dir bin."

„Mein Oheim!"

„Sieh' nach."

Petrus machte ein paar Schritte nach der Thüre.

Doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sich diese Thüre mit Heftigkeit und gewährte einem Manne Durchgang, der mit der Wuth einer Bombe in das Atelier hereintrat.

„Mein Vater," rief Petrus, indem er sich diesem Manne in die Arme warf.

„Mein Sohn," sagte der alte Seemann, indem er ihn in seinen Armen empfing.

„Ei! in der That, es ist mein Pirat von einem Bruder," murmelte der General.

„Und Du auch!" rief der alte Seemann, „der verdammte Hund hatte doppelt Unrecht, mir die Thüre zu verschließen, Petrus."

„Ich nehme an, Du sprichst vom Kammerdiener meines Herrn Neffen?"

„Ich spreche von einem Burschen, der mich verhindern wollte, heraufzugehen."

„Ja, und den Du allem Anscheine nach hinabgehen gemacht hast."

„Ich befürchte es . . . Sage doch Petrus."

„Mein Vater!"

„Du mußt nachsehen, ob sich der Dummkopf nicht irgend etwas gebrochen hat."

„Ja, mein Vater," erwiederte Petrus, und er stieg rasch die Treppe hinab.

„Nun, alter Seewolf, Du hast Dich also nicht geändert?" sagte der General, „und ich finde Dich noch so zornsüchtig, wie ich Dich verlassen habe."

„Und es ist viel zu wetten, daß ich mich nun nicht mehr ändern werde," erwiederte Pierre Herbel, „ich bin zu alt dazu."

„Ah! sagen Sie nicht, Sie seien alt, mein Herr Bruder, denn ich bin drei Jahr älter als Sie," sprach der General.

In diesem Augenblicke kam Petrus zurück und brachte die Nachricht, sein Bedienter habe nichts gebrochen, sondern nur den rechten Fuß verstaucht.

„Ah!" sagte der alte Seemann, „dann war er doch weniger dumm, als er aussah."

XXXVI.

Ein Freibeuter.

Der Name des Bruders vom General Herbel, des Vaters von Petrus, ist schon mehr als einmal in dieser Erzählung vorgekommen; doch die Zahl unserer Personen ist so groß, und unsere Thatumstände sind so zahlreich und so tief mit einander verhalftert, daß wir es, zu größerer Klarheit, vorziehen, — statt, nach den Regeln der dramatischen Kunst, unsere Personen schon in den ersten Scenen aufzustellen, — um nicht die Intrigue zu verwickeln, das Physische und Moralische dieser Personen in dem Augenblicke zu schildern, wo

sie dem Leser erscheinen, um activen Antheil an unserer Handlung zu nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man sieht, die Thür vom Atelier seines Sohnes gewaltsam geöffnet und ist in unserem Buche erschienen. Dieser Ankömmling wird spielen und hat sogar gespielt in der Existenz seines Sohnes eine Rolle, welche wichtig genug, daß wir uns im Interesse der folgenden Scenen verbunden glauben, ein paar Worte über seine Lebensvorgänge zu sagen, die ihm sein Bruder so bitter vorwarf.

Unser Leser wolle sich beruhigen: es ist kein neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir werden so kurz sein, als möglich.

Christian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay, jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieser, in der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcouf geboren; er war geboren 1770 in St. Malo, dem Horste aller dieser Seeadler, welche man unter dem generischen Namen Corsaren bezeichnet, und die, wenn nicht der Schrecken, doch wenigstens die Geißel der Engländer sechs Jahrhunderte hindurch, das heißt von Philipp August bis zur Restauration, gewesen sind.

Ich weiß nicht, ob eine Geschichte der Stadt St. Malo existirt; ich weiß aber, daß sich keine Seestadt mit mehr Recht als diese rühmen könnte, die loyalsten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die unerschrockensten Seeleute geschenkt zu haben. Zwischen Duguay-Trouin und Surcouf können wir setzen, Christian der Corsar oder — wenn wir ihm statt

seines Kriegsnamens seinen Familiennamen geben wollen — Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.

Um mit ihm bekannt zu machen, wird es uns genügen, mit einem Strahle einige von den ersten Tagen seiner Jugend zu beleuchten.

Schon 1786, das heißt kaum sechszehn Jahre alt, gehörte Pierre Herbel zur Equipage eines Freibeuters, auf dem er sich zwei Jahre vorher als Freiwilliger engagirt hatte.

Nachdem er in einem einzigen Feldzuge sechs englische Schiffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo bemannte, Corsar selbst genommen. Das erbeutete Schiff ward auf die Rhede von Portsmouth gebracht, und die Mannschaft auf den Pontons vertheilt.

Der junge Herbel wurde mit fünf von seinen Gefährten auf den Ponton der König Jacob geschickt. Er blieb hier ein Jahr, immer unter seinen fünf Gefährten. Man hatte im Zwischendeck eine Art von stinkender Kajüte angebracht, welche als Prison für die sechs Gefangenen diente; dieser Kerker wurde gelüftet und beleuchtet durch eine einen Fuß breite und sechs Zoll hohe Stückpforte. Durch diese Oeffnung sahen die Unglücklichen den Himmel.

Eines Tages sagte Herbel zu seinen Gefährten; die Stimme dämpfend:

„Langweilt Ihr Euch nicht hier?"

„Zum Sterben," antwortete ein Pariser, der von Zeit zu Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande brachte.

„Was würdet Ihr wohl wagen, um von hier loszukommen?" fuhr der junge Mann fort.

„Einen Arm," sagte der Eine. — „Ein Bein," sagte der Andere. — „Ein Auge," sagte ein Dritter.

„Und Du, Pariser?"

„Den Kopf."

„Du gefällst mir, Du handelst nicht, und Du bist mein Mann."

„Wie, ich bin Dein Mann?"

„Ja."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß ich heute Nacht die Flucht ergreife, und da Du denselben Einsatz gibst, wie ich, so werden wir mit einander fliehen."

„Ah! keine Dummheiten!" rief der Pariser.

„Erkläre Dich," sagten die Anderen.

„Das wird bald geschehen sein. Ich habe dieses warme Wasser, das sie Thee nennen, dieses abscheuliche Kuhfleisch, das sie Ochsenfleisch nennen, diesen Nebel, den sie Luft nennen, diesen Mond, den sie Sonne nennen, diesen Milchkäse, den sie Mond nennen, satt und übersatt und ich gehe."

„Wie gehst Du?"

„Ihr braucht das nicht zu wissen, da nur der Pariser mit mir kommt."

„Und warum kommt nur der Pariser mit Dir?"

„Weil ich keine Leute haben will, welche feilschen, wenn es sich um Frankreich handelt."

„Ei! alle Teufel! wir feilschen nicht."

„Dann ist es etwas Anderes. Ihr seid entschieden, wenn es sein muß, Euer Leben bei dem Unternehmen zu lassen, das wir versuchen wollen?"

„Haben wir eine Chance für uns?"

„Wir haben eine."

„Und gegen uns?"–
„Neun."
„Dann sind wir dabei."
„Gut."
„Was haben wir zu thun?"
„Nichts."
„Aber . . ."
„Ihr habt mich anzuschauen und zu schweigen, sonst nichts."
„Das ist sehr leicht," sagte der Pariser.
„Nicht so sehr, als Du glaubst," erwiederte Herbel; „mittlerweile Stille!"
Herbel machte nun seine Binde von seinem Halse los, und bedeutete seinem Nachbar durch ein Zeichen, dasselbe zu thun; alle Andern ahmten sodann dem Nachbar nach.
„Gut!" sagte Herbel.
Und er nahm die Halsbinden und knüpfte sie aneinander; als sie zusammengeknüpft waren, schob er das Ende durch die Stückpforte, und ließ es gegen das Meer hängen, wie er es mit einer Leine gethan hätte; dann zog er es an sich.
Das Ende war nicht befeuchtet.
„Teufel!" sagte er, „wem liegt nichts an seinem Hemde?"
Einer von den Gefangenen zog sein Hemd aus und riß einen Streifen davon ab.
Herbel fügte den Streifen den Halsbinden bei, knüpfte einen Kieselstein an das Ende, um das Senkblei zu ersetzen, und wiederholte dieselbe Operation.
Die Leine kam befeuchtet zurück. Sie war also lang genug, um das Meer zu erreichen.

„Alles geht gut,“ sagte Herbel.

Und er warf die Leine wieder aus.

Die Nacht war finster, und man konnte unmöglich diese Leine sehen, welche an den Flanken des Schiffes hinabhing.

Die Anderen schauten ihm mit Besorgniß zu, und wollten ihn befragen; er antwortete ihnen aber durch einen Wink, der bedeutete: „Stille!“

Es verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Glocke von Portsmouth Mitternacht schlagen.

Die Gefangenen zählten die Schläge voll Bangigkeit.

„Zwölf Uhr,“ sagte der Pariser.

„Mitternacht,“ sagten die Anderen.

„Das ist spät, nicht wahr?“ fragte eine Stimme.

„Es ist keine Zeit verloren,“ erwiederte Herbel; „Stille!“

Und Alles kehrte in die frühere Unbeweglichkeit zurück.

Nach einigen Minuten klärte sich sein Gesicht auf.

„Das beißt an,“ sagte er.

„Gut!“ sprach der Pariser; „laß nach.“

Herbel bewegte sachte die Leine, wie er es mit einer Klingelschnur gethan hätte.

„Beißt das immer an?“ fragte der Pariser.

„Es ist genommen!“ antwortete Herbel.

Und er zog sachte die Leine an sich, während sich die Gefangenen auf den Fußspitzen erhoben, um zu sehen, was er bringen werde.

Er brachte eine kleine stählerne Klinge, fein wie eine Uhrfeder, scharf wie der Kinnbacken eines Hechtes.

„Ich kenne diesen Fisch," sagte der Pariser, „das nennt man eine Säge."

„Und Du weißt, zu welcher Sauce er taugt, nicht wahr?"

„Vollkommen."

„Dann lassen wir Dich machen."

Herbel machte die Säge los, und fünf Minuten nachher griff das Instrument geräuschlos in die Flanke von König Jacob ein und verlängerte die Stückpforte, wodurch die Oeffnung so vergrößert wurde, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte.

Während dieser Zeit erzählte der Pariser, dessen offener Geist die Fäden einer Handlung so leicht an einander knüpfte, als Pierre Herbel die zwei Enden einer Halsbinde, — der Pariser erzählte leise den Anderen, wie sich Pierre Herbel das Werkzeug, mit dem er operirte, verschafft habe.

Drei Tage vorher war eine Amputation an Bord des König Jacob von einem in Portsmouth ansäßigen französischen Wundarzte vorgenommen worden. Pierre Herbel und der Wundarzt hatten ein paar Worte gewechselt. Ohne Zweifel hatte Pierre Herbel seinen Landsmann gebeten, ihm eine Säge zu verschaffen, der Landsmann hatte sie ihm versprochen und Wort gehalten.

Als der Pariser seine Suppositionen beendigt hatte, nickte Pierre Herbel, mit dem Kopfe bezeichnend, Alles, was er vermuthet, sei Wahrheit.

Eine Seite der Stückpforte war durchsägt, man ging zur andern über.

Es schlug ein Uhr.

„Gut!“ sagte Pierre Herbel, „wir haben noch fünf Stunden Nacht.“

Und er schritt wieder zur Arbeit mit einem Eifer von guter Vorbedeutung für den Erfolg des Unternehmens.

Nach einer Stunde war die Arbeit beendigt, und das abgesägte Holzstück hielt nur noch an einem Faden; die geringste Anstrengung mußte genügen, um es loszumachen.

Als man so weit war, hielt Pierre Herbel inne und sagte:

„Achtung! Jeder mache ein Päckchen aus seinen Hosen und seinem Hemde, und befestige es mit seinen Hosenträgern auf seinen Schultern, ungefähr wie ein Fußgänger seinen Tornister. Der Jacke müssen wir entbehren wegen der Farbe und der Marke.“

Die Jacken der Gefangenen waren gelb und mit einem T und einem O bezeichnet.

Man gehorchte stillschweigend.

„Hier sind nun sechs Stäbchen von verschiedener Größe,“ fuhr er fort; „derjenige, welcher das größte zieht, springt zuerst ins Wasser und so fort.“

Man zog das Loos. Pierre Herbel sollte zuerst abgehen und der Pariser zuletzt.

„Wir sind bereit,“ sagten die sechs Matrosen.

„Zuvor einen Eid.“

„Welchen?“

„Es ist möglich, daß die Schildwache auf uns schießt.“

„Es ist sogar wahrscheinlich,“ erwiederte der Pariser.

„Wird Niemand berührt, desto besser; wird aber Einer berührt, desto . . ."

„Desto schlimmer für denjenigen, welcher berührt wird," bemerkte der Pariser; „mein Vater, der Koch war, pflegte zu sagen, man mache keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen."

„Das ist noch nicht genug; wir werden uns unser Wort geben, daß derjenige, welcher berührt wird, keinen Schrei ausstößt, sich sogleich von seinen Kameraden trennt, nach rechts oder nach links schwimmt, und wird er wieder gefangen, falsche Auskunft gibt."

„Bei meinem Ehrenworte!" sprachen die fünf Franzosen.

„So wollen wir uns der Obhut Gottes empfehlen!"

Pierre Herbel machte eine Anstrengung, zog das Holzstück an sich, und nachgebend gewährte dieses eine Oeffnung, durch welche der Körper eines Menschen passiren konnte. Sodann grub er, vermittelst zweier senkrecht gethanen Sägezüge, eine Art von Fuge, durch die er das Ende des Strickes schob, der aus Halsbinden und Hemdärmeln zusammengesetzt war, welcher dazu dienen sollte, die Leute ins Meer hinabzulassen; er machte einen Knoten an das Ende dieses Strickes, so daß der Knoten, da er nicht durch die Oeffnung schlüpfen konnte, den nöthigen Widerstand bot, um den Körper eines Menschen zu halten; hierauf hing er mittelst einer Schnur eine Rumflasche an seinen Hals; endlich ließ er sich um das linke Faustgelenk sein Messer offen binden, und nachdem alle diese Vorbereitungen beendigt waren, nahm

er den Strick und glitt ins Meer hinab, wo er verschwand, um erst jenseits des Lichtkreises wieder zu erscheinen, den die Laterne zog, welche auf der äußeren Gallerie brannte, wo die Schildwache auf und abging.

Ein Kind des Oceans, unter den Wellen aufgezogen, wie ein Sturmvogel, war Pierre Herbel ein vortrefflicher Schwimmer; er durchschwamm auch ohne Anstrengung an fünfzehn bis zwanzig Klafter, auf die sich der Lichtkreis ausdehnte; dann erschien er in der Finsterniß wieder. Nun, statt seinen Weg zu verfolgen, hielt er an und erwartete seine Gefährten.

Nach einem Augenblicke öffnete sich die Welle ein paar Schritte vor ihm, und der Kopf eines zweiten Gefangenen erschien auf der Oberfläche des Meeres; dann der eines dritten, dann der eines vierten.

Plötzlich beleuchtete ein Licht die Wogen, ein Schuß knallte, die Schildwache hatte gefeuert.

Man hörte keinen Schrei, aber es erschien Niemand mehr; nur wurde fast unmittelbar darauf das Geräusch eines ins Meer fallenden Körpers hörbar, und nach drei Secunden ließ die See, sich öffnend, das feine spöttische Gesicht des Parisers sehen.

„Vorwärts!“ sagte er, „es ist keine Zeit zu verlieren; Numero 5 hält aus.“

„Folgt mir,“ sprach Pierre Herbel, „und suchen wir uns nicht zu trennen.“

Bei diesen Worten wandten sich die fünf Flüchtlinge, unter Anführung von Pierre Herbel, so viel das möglich war, nach der offenen See.

Hinter ihnen, an Bord des Ponton, entstand ein ungeheurer Tumult; der Schuß der Schildwache hatte Lärm gemacht; fünf bis sechs Schüsse wurden aufs Gerathewohl gefeuert; die Flüchtlinge hörten die Kugeln pfeifen, doch keiner derselben wurde getroffen.

Eine Barke wurde ins Meer gesetzt mit der Geschwindigkeit, welche diese Art von Manoeuvre bezeichnet; vier Ruderer sprangen hinein; vier Soldaten und ein Sergeant stiegen nach ihnen hinab, mit geladenen Gewehren, die Bajonnete auf der Flinte, und die Barke fing an, den Flüchtlingen nachzusetzen.

„Verzettelt Euch, wenn Ihr wollt," sagte Herbel, „und Glück zu!"

„Gut!" erwiederte der Pariser, „das ist unser letztes Mittel."

Die Barke sprang auf den Wellen. Ein Matrose, der auf dem Vordertheile stand, trug eine Fackel, die ein Licht auswarf, daß man eine Barbe von einer Goldbrasse unterscheiden konnte. Sie rückte gerade in Verfolgung der Flüchtlinge vor.

Plötzlich hörte man links von der Barke einen Schrei. Man hätte glauben sollen, es sei die Klage eines Meergeistes.

Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, dann hielt die Barke an.

„Zu Hülfe! zu Hülfe! ich ertrinke!" rief eine. Stimme mit dem Ausdrucke der tiefsten Angst.

Die Barke drehte sich, änderte ihre Richtung, und wandte sich nach der Seite, von wo die Stimme kam.

„Wir sind gerettet," sagte Herbel; „der brave

Mathieu, da er sich verwundet sah, schwamm gegen links und zieht sie nun nach sich."

„Es lebe Numero 5!" sagte der Pariser; „bin ich wieder auf dem Lande, so gelobe ich, einen tüchtigen Schluck auf seine Gesundheit zu trinken."

„Kein Wort mehr, und vorwärts," sprach Herbel; „Jeder von uns wird seinen ganzen Athem nöthig haben; verschwenden wir ihn also nicht."

Man schwamm immer weiter, wobei Herbel die Spitze der Colonne bildete.

Nach einem Stillschweigen von zehn Minuten, in denen man eine Viertelmeile zurückgelegt zu haben schätzen konnte, sagte Herbel:

„Scheint Euch nicht, daß die See schwieriger wird? Werde ich müde, oder sollten wir gegen rechts abgefallen sein?"

„Links! links!" sagte der Pariser; „wir sind im Schlamme."

„Wer hilft mir?" sagte einer von den Schwimmern; „ich fühle mich gepackt."

„Gib mir die Hand, Kamerad," sagte Herbel; „diejenigen, welche schwimmen können, mögen uns an sich ziehen."

Herbel fühlte sich am Faustgelenke gepackt; ein gewaltiger Stoß machte ihn gegen links treiben, er zog den im Schlamme steckenden Gefangenen mit sich.

„Ah! bei meiner Treue," sprach dieser, als er sich wieder in einem etwas flüssigen Wasser befand, „nun geht es besser. Ertrinkend sterbend, gut: das ist der Tod eines Seemannes; doch im Schlamme sterben, das ist der Tod eines Gassenfegers."

Man umschwamm ein kleines Cap und erblickte ein Licht.

„Das Gefängniß von Forton!" sagte Herbel; „die Schlamminselchen sind westlich; hier haben wir zwei Meilen See; doch wir haben manchmal längere Promenaden gemacht als diese, und es handelte sich nicht um unser Leben."

In diesem Augenblicke ging eine Rakete, gefolgt von einem Kanonenschusse, vom Ponton der König Jacob aus.

Dieses doppelte Signal verkündigte eine Entweichung.

Fünf Minuten nachher gingen eine andere Rakete und ein Kanonenschuß von der Festung Forton aus. Hierauf eilten zwei oder drei Barken, von denen jede eine Fackel auf dem Vordertheile hatte, in See.

„Rechts! rechts!" sagte Herbel, „oder sie werden zeitig genug kommen, um uns die Passage zu versperren."

„Doch die Schlamminselchen?" fragte eine Stimme.

„Wir haben sie hinter uns."

Man schwamm stillschweigend fünf Minuten gegen rechts. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man das Athmen von einem der Schwimmer hörte, dem es enge zu werden anfing.

„He!" sagte der Pariser, „ist ein Seekalb unter uns, so sage er es."

„Ich werde müde," erwiederte Numero 3; „ich fühle, daß mir der Athem fehlt."

„Schwimm auf dem Rücken!" sagte Herbel, „ich werde Dich antreiben."

Der Flüchtling drehte sich auf den Rücken und ruhte einen Augenblick in dieser Lage; bald aber wandte er sich wieder um.

„Bist Du schon nicht mehr müde?" fragte der Pariser.

„Nein, doch dieses Wasser ist eiskalt, und ich friere."

„Es hat allerdings keine fünfunddreißig Grad Wärme."

„Warte," sagte Herbel, indem er mit einer Hand schwamm und seine Flasche Numero 3 reichte.

„Es wird mir unmöglich sein, mich auf dem Wasser zu halten und zu trinken."

Der Pariser schob ihm die Hand unter der Achsel durch.

Numero 3 ergriff die Flasche und nahm ein paar Schlücke.

„Ah!" sagte er, „das rettet mir das Leben."

Und er reichte die Flasche Herbel.

„Und der Pariser, wird er nichts für seine Mühe haben?"

„Trink geschwinde," sagte Herbel, „wir verlieren Zeit."

„Man verliert nie Zeit, wenn man trinkt," erwiederte der Pariser.

Und er nahm auch ein paar Schlücke von der alkoholischen Flüssigkeit.

„Wer will?" sagte er, indem er die Flasche über das Wasser emporhob.

Die zwei anderen Flüchtlinge streckten die Hand aus, und Jeder schöpfte neue Kräfte aus dem Feuerbehälter.

Die Flasche kam zu Herbel zurück, und dieser befestigte sie wieder an seinem Halse.

„Nun, Du trinkst nicht?" fragte ihn der Pariser.

„Ich habe noch Wärme und Kräfte," antwortete Herbel, „und ich bewahre, was in der Flasche bleibt, für Einen, der mehr ermüdet ist als ich."

„O großer weißer Pelican," rief der Pariser, „ich bewundere Dich, doch ich ahme Dir nicht nach."

„Stille!" sagte Numero 4, „ich höre vor uns sprechen."

„Und zwar, Gott verdamme mich, Niederbretanisch sprechen!"

„Wie können sich Bretagner im Hafen von Portsmouth finden?"

„Stille!" sagte Herbel, „wir wollen uns so viel als möglich dem schwarzen Punkte nähern, den wir vor uns haben, und der mir ganz aussieht wie eine Schlupe."

Er täuschte sich nicht, die Stimme kam von da.

„Stille doch!"

Man schwieg, und man hörte ein Geräusch von Rudern, die das Meer peitschten.

„Geben wir auf die Barke Acht," sagte leise einer von den Flüchtlingen.

„Sie hat kein Licht: sie wird uns nicht sehen."

Sie kam in der That auf zehn Klafter an den Flüchtlingen vorüber, ohne sie zu bemerken; nur setzte sie einen Austausch von Worten mit der Schlupe fort.

„Halte gut Wache, Pitcaern," sagte eine Stimme, „und in zwei Stunden kommen wir mit Münze zurück."

„Seid unbesorgt," sprach eine Stimme, welche von Bord kam und ohne Zweifel die von Pitcaern war, „man wird gut Wache halten."

„Aber Tag Gottes!" sagte Numero 3, „wie kommt es, daß Landsleute im Hafen von Portsmouth sind?"

„Ich werde Dir das sogleich erklären," erwiederte Herbel; „mittlerweile sind wir gerettet."

„Mache, daß das bald geschieht," sagte Numero 3, „denn ich fühle mich nicht mehr, so friere ich."

„Ich ebenso," fügte Numero 4 bei.

„Seid ruhig," sprach Herbel; „haltet Euch hier, wenn Ihr könnt, ohne zurückzuweichen oder vorzurücken, und laßt mich machen."

Und wie ein Delphin die Woge durchschneidend, rückte er in der Richtung der Schlupe vor.

Die vier Flüchtlinge näherten sich einander, so viel sie konnten, und schauten mit allen ihren Augen und horchten mit allen ihren Ohren, um für jedes Ereigniß bereit zu sein.

Zuerst sahen sie Pierre Herbel in der durch den Schatten, welchen die Schlupe auswarf, noch dichter gewordenen Dunkelheit verschwinden; sodann hörten sie folgenden Dialog in Niederbretanisch, den zwei Schwimmer, von welchen der Eine von Saint-Brieuc war, der Andere von Guimperlé, ihren Gefährten übersetzen konnten; es war offenbar Pierre Herbel, der ihn hervorrief.

„Oho! Barke, oho! Hülfe!"

Eine Stimme, in der man diejenige erkannte, welche man schon gehört hatte, antwortete:

„Wer verlangt dort Hülfe?"

„Ein Kamerad, ein Landsmann von Wallis!"

„Von Wallis? von welchem Theile von Wallis?"

„Von der Insel Anglesey . . . Ei! geschwinde, Hülfe, oder ich sinke unter."

„Hülfe, Hülfe, das ist bald gesagt; doch was machst Du da mitten im Hafen?"

„Ich bin Matrose an Bord des englischen Schiffes die Krone; man hat mich ungerecht gestraft, ich desertire."

„Was verlangst Du?"

„Einen Augenblick Ruhe, der mir die Kräfte gibt, das Land zu erreichen."

„Warum sollte ich mich dem Gefängnisse für einen Menschen aussetzen, den ich nicht kenne? . . . Suche das Weite!"

„Wenn ich Dir aber sage, ich sinke unter, wenn ich Dir sage, ich ertrinke!"

Und man hörte, wie die Stimme durch die Welle, welche über den Kopf des Schwimmers hinging, abgeschnitten wurde.

Die Scene war so gut gespielt, daß die Flüchtlinge einen Augenblick glaubten, ihr Kamerad ertrinke wirklich, und sich mehrere Klafter der Schlupe näherten.

Doch die Stimme ließ sich bald aufs Neue hören.

„Herbei!" sagte sie, „zu Hülfe! Du wirst einen Landsmann nicht umkommen lassen, während Du, um ihn zu retten, nur ein Tau auszuwerfen hast."

„Vorwärts! drehe Dich nach dem Backbord!"

„Ah! mein Gott! bist Du es nicht, Pitcaërn?"

„Doch, ich bin es," antwortete der Matrose erstaunt. „Und wer bist Du?"

„Wer ich bin? Das Tau! das Tau! Ich sinke unter . . . ich ertrinke . . . das T . . ."

Zum zweiten Mal ging die Welle über den Kopf des Schwimmers hin.

„Ei! alle Teufel! hier ist es, das Tau! Hältst Du es?"

Man hörte jenes Brummeln des Untersinkenden, der antworten will, dessen Athmungswege aber durch das Wasser versperrt sind.

„Gut!" rief Pitcaërn, „laß nicht los . . . Ah! Du siehst mir aus, wie ein trefflicher Seemann; hätte man das gewußt, so würde man ein auf zwei Rollen laufendes Fauteuil eingeschifft haben, um den Herrn an Bord zu bringen."

Doch der wallisische Matrose hatte kaum Zeit, seinen Scherz zu vollenden, als Herbel, der über die Schanzverkleidung der Schlupe gestiegen war, seinen Freund Pitcaërn um den Leib packte, rücklings auf das Verdeck warf, ihm das Messer an die Kehle hielt, und seinen Gefährten französisch zurief:

„Herbei, Kameraden! steigt über Backbord! wir sind gerettet!"

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen; sie schwammen hinzu, wobei Jeder alle seine Kräfte anstrengte, und in einem Augenblicke waren alle Vier auf dem Verdecke der Schlupe.

Herbel hielt Pitcaërn unter dem Knie mit dem Messer an der Kehle.

„Bindet und knebelt mir diesen braven Burschen,

doch ohne ihm etwas zu Leide zu thun," sagte Pierre Herbel.

Und gegen Pitcaërn fuhr er fort:

„Mein lieber Pitcaërn, Du mußt uns diese kleine List verzeihen; wir sind keine englischen Deserteurs, sondern Franzosen, die von den Pontons entweichen; wir entlehnen nun von Dir Deine Schlupe, um eine kleine Fahrt nach Frankreich zu machen: sobald wir in Saint-Malo oder in Saint-Brieuc sind, bist Du frei."

„Aber," fragten die Flüchtlinge, „wie kommt es, daß die Mannschaft einer englischen Schlupe Niederbretanisch spricht?"

„Nicht die Mannschaft der englischen Schlupe spricht Niederbretanisch, sondern wir sprechen Gälisch."

„Nun bin ich gerade so weit als vorher," sagte der Pariser.

„Liegt Dir daran, eine Erklärung zu haben?" fragte Herbel, während er Pitcaërn, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit aller Behutsamkeit knebelte.

„Ich gestehe, das wäre mir nicht unangenehm."

„Nun wohl, ich will Dich also lehren, was man mich im Collége gelehrt hat."

„Lehre mich."

„Die Engländer von Wallis sind ganz einfach eine Colonie von Niederbretagnern, welche vor acht bis neunhundert Jahren aus Frankreich ausgewandert ist, und die Muttersprache rein und unverdorben bewahrt hat; darum sprechen die Gälischen Bretanisch, und die Bretagner sprechen Gälisch."

„So ist es, wenn man studirt hat!" sagte der

Pariser; „Herbel, Du wirst eines Tags Admiral werden.“

Mittlerweile hatte man Pitcaërn geknebelt und gebunden.

„Nun,“ sprach Pierre Herbel, „nun handelt es sich darum, sich wieder zu erwärmen, seine Kleider trocken zu machen, nachzusehen, ob in dieser seligen Schlupe sich nicht etwas findet, was man unter die Zähne schieben könnte, und sich bereit zu halten, bei Tagesanbruch aus dem Hafen auszulaufen.“

„Warum nicht sogleich?“ fragte der Pariser.

„Weil man nicht aus dem Hafen ausläuft, Pariser, ehe das Admiralsschiff das Thor durch einen Kanonenschuß geöffnet hat.“

„Das ist richtig,“ antworteten im Chor die Flüchtlinge.

Einer von den vier Gefährten wurde als Schildwache auf das Bugspriet gestellt, und die drei anderen zündeten das Feuer wieder an, das in der Kajüte schlummerte.

Zum Unglücke trockneten die von Seewasser durchnäßten Kleider nicht leicht. Man suchte auf allen Seiten, und man fand Hemden, Hosen und Kittel, die den Freunden von Pitcaërn gehörten; man bekleidete sich wieder, so gut man konnte, und war in diese ernste Beschäftigung vertieft, als man die Stimme der Schildwache rufen hörte:

„He! da unten! Jedermann aufs Verdeck!“

In einem Augenblicke waren die drei Gefährten an dem Posten, zu dem man sie berief.

Nicht ohne Grund hatte man sie kommen lassen: man sah drei bis vier leuchtende Punkte heranrücken,

die, so wie sie sich näherten, die Form von Barken mit Soldaten beladen annahmen. Diese Soldaten machten ein Treibjagen im Hafen.

„Ah!“ sagte Pierre Herbel, „wir werden dem Besuche nicht entgehen; nun müssen wir mit Dreistigkeit bezahlen. Macht mir Freund Pitcaërn verschwinden.“

„Sollen wir ihn ins Wasser werfen?“

„Nein; man muß ihn nur so verbergen, daß man ihn nicht findet.“

„Sage doch, Pierre,“ sprach der Pariser, „wenn wir ihn in einer Hängematte verbergen und ihm die Decke bis an die Augen ziehen würden, man könnte nicht sehen, daß er geknebelt ist, und wir würden sagen, er sei krank, und fänden einen Vortheil dabei: da sich ein Kranker nicht ganz angekleidet niederlegt, so würde Einer von uns eine Weste, Hosen und einen Kittel, Alles ganz gewärmt, erben.“

Der Vorschlag ging einstimmig durch.

„Diejenigen, welche Niederbretanisch sprechen,“ sagte Pierre Herbel, „bleiben bei mir auf dem Verdecke, während die Anderen Pitcaërn Gesellschaft leisten; ich übernehme Alles.“

Hatte Herbel gesagt: „Ich übernehme Alles,“ so wußte man, daß man sich auf ihn verlassen konnte; der Pariser und sein Gefährte gingen auch, Pitcaërn schleppend, hinab, während Herbel und die zwei Bretagner den Besuch erwarteten.

Er ließ nicht auf sich warten.

Eine von den Barken wandte sich gegen die Schlupe.

Um gut im Gesichte zu sein, stieg Pierre Herbel auf die Schanzverkleidung.

„Oho! Barke!“ rief der Capitän, der die Abtheilung commandirte.

„Gegenwärtig!“ antwortete niederbretanisch Pierre Herbel.

„Ah! gut!“ sagte der Capitän, „wir haben es mit Wallisern zu thun. Ist Einer da, der die Sprache dieser Wilden spricht?“

„Ich, mein Officier,“ antwortete ein Soldat; „ich bin von Caëremotra.“

„Nun, so befrage.“

„Oho! Barke,“ rief der Soldat wallisisch.

„Gegenwärtig!“ wiederholte Herbel.

„Wer seid Ihr?“

„Die Schöne Sophie von Pembroke.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Amsterdam.“

„Was habt Ihr in Ladung?“

„Stockfisch.“

„Habt Ihr nicht fünf Franzosen gesehen, die von den Pontons entwichen sind?“

„Nein! doch wenn wir sie sehen, mögen sie ruhig sein.“

„Was werdet Ihr ihnen thun!“

„Wir werden sie behandeln, wie sie es verdienen.“

„Was sagen sie?“ fragte der Capitän.

Der Soldat übersetzte den Dialog.

„Es ist gut!“ rief der Officier. „Tod den Franzosen und es lebe König Georg!“

„Hurrah!“ antworteten die drei Bretagner.

Die Barke entfernte sich.

„Glückliche Reise!“ sagte Pierre Herbel. „Und

nun, da es in einer halben Stunde Tag sein wird, laßt uns den Anker lichten und uns segelfertig machen."

Unsere fünf Flüchtlinge brachten eine Stunde in der grausamsten Bangigkeit zu; endlich streifte eine gräuliche Linie den östlichen Horizont; das ist das, was man in England die Morgenröthe nennt.

Beinahe zu gleicher Zeit erschien ein lebhafter Schein, gefolgt von einem Knalle, der auf den Wällen hinlief und sich am Ufer brach, an den Flanken eines majestätischen Dreideckers, der wie eine bewegliche Festung den Eingang des Hafens bewachte.

Das war das Signal für die Schlupe, den Anker zu lichten.

Sie fragte auch nicht eine Secunde um Erlaubniß.

Man hißte die Flagge Groß-Britanniens auf und fuhr auf einen Pistolenschuß am Admiralsschiffe vorüber.

Im Vorüberfahren schwang Herbel, der auf der Schanzverkleidung stand, seinen Hut und schrie mit aller Macht seiner Lunge:

„Hurrah für König Georg!"

Die Kost an Bord der Schlupe war nicht üppig; doch im Vergleiche mit denen der Pontons waren die Mahle der fünf Gefangenen wahre Schmäuse.

Lassen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren: an jedem dieser Mahle durfte der unglückliche Pitcaërn Theil nehmen. Mit der Gefahr hatte die Strenge für ihn aufgehört: man hatte ihm Knebel und Bande abgenommen, und Pierre Herbel hatte in Beziehung auf ihn die kymrische Geschichte wieder angefangen, die er seinen Gefährten gegeben.

Pitcaern hatte begriffen, war aber nicht getröstet; nur gelobte er sich fortan, denjenigen zu mißtrauen, welche Gälisch mit ihm sprechen würden.

So oft man ein Schiff im Angesichte hatte, zwang man Pitcaern, ins Zwischendeck hinabzugehen. Man hatte sehr oft Schiffe im Angesicht. — Doch das Fahrzeug war von englischer Construction; es führte ein wesentlich britisches Segelwerk; es hatte an seiner Gabel die drei Leoparden von England, den Löwen von Schottland, die Leier von Irland und sogar die drei Lilien von Frankreich, die erst zwanzig Jahre später verschwanden.

Es ließ sich unmöglich annehmen, eine französische Nußschale wage sich so unter die englischen Kreuzer, und Niemand fiel es ein, fünf französische Gefangene in diesen so ruhig auf dem Verdecke liegenden Matrosen zu sehen, die es dem Winde und den Segeln überließen, ihre Arbeit zu verrichten. Man segelte in der That vor dem Winde, und man brauchte sich um nichts zu bekümmern.

Am andern Morgen, das heißt vierundzwanzig Stunden nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, erblickte man deutlich das Cap de la Hogue.

Es handelte sich darum, den Wind zu pressen, um es nicht zu umschiffen, sonst gerieth man in die Archipele der Inseln Aurigny, Guernesey, Jersey, englische Besitzungen seit Heinrich I., und unbequeme Wüsteneien unserer Küsten.

Man preßte den Wind und segelte gerade auf Beaumont zu.

Es wäre schwer, die Gefühle auszudrücken, die

das Herz der Gefangenen überströmten, als sie, nachdem sie die Erde Frankreichs wie einen Nebel erschaut, dieselbe auf eine solidere Weise mit ihren Hügeln, ihren Häfen, ihren Kriken, ihren Terrainausläufern hervortreten sahen.

Und als sie gar weiße Häuser mit ihren Rauchwirbeln erblickten, waren sie dergestalt in diese Beschauung vertieft, daß sie die englische Flagge einzuziehen vergaßen.

Eine Kanonenkugel, die das Wasser hundert Klafter vor der Schlupe aufspritzen machte, entzog sie ihrer Extase.

„Nun!“ sagten die Franzosen erstaunt, „was machen sie denn? sie schießen auf uns!“

„Ei! nein, alle Teufel! nicht auf uns schießen sie,“ entgegnete Herbel, „sondern auf diesen blauen Fetzen!“

Und er zog rasch die Flagge ein; doch es war zu spät, die Schöne Sophie war signalisirt. Ueberdies hätte sie, in Ermangelung der Flagge, ihr ganzer britischer Gang verrathen.

Es ist bei der Marine wie bei der Bevölkerung: laßt die reizendste Engländerin, und wäre sie in Frankreich erzogen worden, mitten unter eine Gruppe Französinnen treten und Ihr werdet die Engländerin erkennen.

Man hatte also die Schlupe doppelt erkannt: an ihrer Tournure. Herbel mochte auch die Flagge immerhin einziehen, eine zweite Kugel folgte auf die erste und schlug so nahe bei der Schönen Sophie ein, daß sie das Wasser bis auf das Verdeck spritzen machte.

„Ah!“ sagte der Pariser, „sie erkennen also offenbar die Freunde nicht?“

„Was ist zu thun?“ fragten die Anderen.

„Vorrücken,“ antwortete Herbel; „es ist wahrscheinlich keine französische Flagge an Bord der Schlupe, und es wird uns dasselbe in jedem Hafen begegnen, wo wir erscheinen.“

„Gut!“ sagte der Pariser, „man wird wohl ein Tischtuch, eine Serviette, ein Hemd finden.“

„Ja,“ erwiederte Herbel, „doch mittlerweile sind wir signalisirt, nicht wahr? wir sind als Engländer signalisirt . . . und seht, dort macht sich eine Corvette gegen uns segelfertig. In zehn Minuten wird sie Jagd auf uns machen. Nehmen wir die Jagd an, so werden wir eingeholt, und in einer Stunde sind wir in den Grund gebohrt; denn welches Mittel haben wir, wenn sie auf uns jagen, ihnen begreiflich zu machen, wir seien Franzosen. Vorwärts also, meine Kinder und es lebe Frankreich!“

Es erscholl der einstimmige Ruf: „es lebe Frankreich!“ und man fuhr fort, gerade auf Beaumont zu steuern.

Einen Augenblick hörte das Feuer auf. Man hätte glauben sollen, die Kanoniere machen sich die Reflexion, diese Schlupe hätte keine große Chance, ihre Landung an der französischen Küste zu bewerkstelligen.

Nach einer Minute aber zerbrach eine neue Lage, diesmal besser gerichtet, eine Raa und stieß die Schiffsverkleidung der Schönen Sophie ab.

„Auf,“ rief Herbel, „es ist nicht mehr zu zögern; hängt einen weißen Fetzen an die Spitze eines Boots-

hafens, und macht Zeichen, daß wir parlamentiren wollen."

Man that, was Herbel verlangte.

Aber sah man nun den weißen Fetzen nicht, oder glaubte man nicht an das Parlamentiren. Das Feuer dauerte fort.

Während dieser Zeit hatte sich Pierre Herbel entkleidet.

„Was Teufels machst Du?" fragte der Pariser; „willst Du ihnen Deinen Hintern zeigen? Das ist keine Flagge."

„Nein," erwiederte Herbel, „doch ich will ihnen sagen, wer wir sind."

Und zu gleicher Zeit stürzte er sich von der Schanzverkleidung köpflings hinab und verschwand im Meere, aber nur um zwanzig Minuten weiter wieder zu erscheinen.

Er wandte sich schwimmend gerade nach dem Hafen.

Die Schlupe ihrerseits braßte auf, zum Zeichen, sie habe durchaus nicht die Absicht, sich von der Küste zu entfernen.

Beim Anblicke dieses Mannes, der sich ins Wasser warf, dieses Schiffes, das sich selbst überlieferte, hörte das Feuer auf; bald sah man ein Fahrzeug dem Schwimmer entgegenkommen.

Der Hochbootsmann, der dieses Fahrzeug commandirte, war gerade aus Malo.

Durch einen Zufall, den nur die Umstände wunderbar machten, hatte Pierre Herbel seinen ersten Unterricht in der Küstenfahrerei unter dem alten Seewolfe genommen.

Während er schwamm, erkannte er ihn und rief ihn bei seinem Namen.

Der Seemann hob den Kopf empor, hielt die Hand über seine Augen, verließ das Steuerruder, um nach dem Vordertheile zu laufen, und rief:

„Gott verdamme mich, wenn es nicht Pierre Herbel ist, der zu uns kommt!"

„Pfui doch! Vater Berthaut!" erwiederte Herbel, „es ist ein englischer Fluch, den Ihr mir da zugeschleudert habt, und so empfängt man einen Kameraden, und besonders einen Zögling nicht. Guten Morgen, Vater Berthaut! wie befindet sich Eure Frau? was machen Eure Kinder?"

Und indem er sich an die Barke anklammerte, sagte er:

„Ja, bei Unserer lieben Frau von Saint-Brieuc, ich bin Pierre Herbel, und ich komme von fern, dafür stehe ich Euch!"

Und ganz triefend warf er sich in die Arme des Hochbootsmannes.

Die Schlupe war so nahe bei der Barke, daß die vier Gefährten von Herbel diese kindliche Umarmung sehen konnten.

„Es lebe Frankreich!" riefen sie einstimmig.

Der Ruf gelangte zum Boote.

„Es lebe Frankreich!" antworteten die Matrosen, welche Pierre Herbel aufgenommen hatten.

„Ah!" sagte der Vater Berthaut, „das sind also auch Freunde?"

„Ich glaube wohl, und Ihr werdet selbst urtheilen."

Herbel winkte der Schlupe, herbeizukommen.

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen. In einem Augenblicke bedeckte sich das kleine Schiff mit Segeln und rückte gegen den Hafen vor, — diesmal nicht mehr unter dem Lärmen des Musketenfeuers, sondern unter dem wiederholten Rufe: „Es lebe Frankreich! es lebe Frankreich!"

Die ganze Bevölkerung von Beaumont war auf dem Hafendamme.

Die fünf Flüchtlinge landeten.

Pierre Herbel küßte die Erde, wie es ein alter Römer gethan hätte.

Die Andern warfen sich dem Ersten dem Besten in die Arme. Was lag daran, wer die Ersten die Besten waren? waren es nicht Brüder? . . Der Pariser wandte sich besonders an seine Schwestern.

Während dieser Zeit schaute der arme Pitcaern diese allgemeine Freude sehr traurig an.

„Ei!" fragte der alte Berthaut, „was für ein Bursche ist denn das, der keinen Theil nimmt am Feste?"

„Das ist der Engländer, der uns sein Schiff geliehen hat," erwiederte lachend Pierre Herbel.

„Geliehen!" sagte Berthaut; „ein Engländer hat Euch sein Schiff geliehen? Er komme doch, und wir wollen ihn mit Rosen bekränzen."

Herbel hielt Berthaut zurück, der in seiner Begeisterung Pitcaern an sein Herz drücken wollte.

„Alles schön!" sprach Herbel, „er hat es uns geliehen, wie wir Jersey König Georg leihen, mit Gewalt."

„O! dann ist es etwas Anderes," sagte Berthaut. „Ah! Du entweichst nicht nur, sondern während Du

entweichst, machst Du noch Gefangene! Das ist Deine Sache! Ein schöner Seemann, und eine hübsche Schlupe, bei meiner Treue! Die Schlupe ist fünfundzwanzigtausend Livres wie einen Liard werth: fünftausend Franken Jedem."

„Pitcaërn ist nicht Gefangener," entgegnete Herbel.

„Wie, Pitcaërn ist nicht Gefangener?"

„Nein, und seine Schlupe wird nicht verkauft werden."

„Warum nicht?"

„Pitcaërn ist in die Falle gerathen, weil er Bretanisch spricht und ein gutes Herz hatte; ein doppelter Grund, daß wir ihn als Landsmann behandeln."

Herbel winkte sodann dem Walliser und sagte niederbretanisch zu ihm:

„Komm hierher, Pitcaërn."

Pitcaërn hatte nichts Besseres zu thun, als zu gehorchen, und er gehorchte; doch traurig, wider Willen, und trotzend wie ein Bullenbeißer, der seinen Meister gefunden hat.

„He!" rief Herbel, „alle Niederbretagner mögen hierher kommen."

Es bildete sich ein großer Kreis.

„Meine Freunde," sprach Herbel, indem er ihnen Pitcaërn vorstellte, „das ist ein Landsmann, dem wir heute ein gutes Mahl geben müssen, denn er kehrt morgen früh nach England zurück."

„Bravo!" riefen alle Seeleute, indem sie Pitcaërn die Hand reichten.

Pitcaërn begriff das nicht; er glaubte, er sei in

irgend einem ihm unbekannten Winkel des Fürstenthums Wales gelandet.

Jedermann sprach wallisisch.

Herbel erzählte ihm, was vorging, und was von ihm und seiner Schlupe beschlossen worden war.

Der arme Teufel wollte nicht daran glauben.

Wir werden es nicht versuchen, eine Scene von dem Schmause zu geben, dessen Helden die fünf Gefangenen und der brave Pitcaërn waren. Man brachte den Abend bei Tische, die Nacht beim Tanze zu.

Am andern Tage geleiteten Gäste, Tänzer und Tänzerinnen Pitcaërn zur Schönen Sophie zurück, die er verproviantirt fand, wie sie es nie gewesen war; sodann half man ihm seine Segel aufziehen und den Anker lichten; endlich, da der Wind gut war, lief er majestätisch aus dem Hafen aus, unter dem Rufe: „Es leben die Bretagner! es leben die Walliser!“

Und da das Wetter an diesem Tage und am andern schön war, so hat man alle Ursache, zu glauben, der brave Pitcaërn und die Schöne Sophie seien glücklich in England gelandet, und die Erzählung dieses Abenteuers setzt heute noch die Einwohner der Stadt Pembroke in Erstaunen.

XXXVII.

Die Schöne Therese.

Man begreift, daß die von uns soeben erzählten Ereignisse, vergrößert durch die bretanische Poesie,

verschönert durch die Pariser Aufschneiderei, Pierre Herbel einen Ruf des Muthes und der Klugheit verschafften, der ihn rasch ihn die erste Linie unter seinen Gefährten setzte, die ihm um so mehr Dank wußten, daß er ihr Gefährte war, als es Jedermann bekannt, daß er einer der ersten Familien, nicht nur von Bretagne, sondern auch von Frankreich angehörte.

Während der paar Jahre des Friedens, welche auf die Anerkennung durch England der amerikanischen Unabhängigkeit folgten, machte Pierre Herbel, um seine Zeit nicht zu verlieren, als Second und als Capitän auf Handelsschiffen, eine Reise in den Golf von Mexico und zwei Reisen nach Indien, eine nach Ceylon, die andere nach Calcutta.

Dem zu Folge als der Krieg mit mehr Wuth als je 1794 und 1795 wieder ausbrach, suchte Herbel beim Convente um ein Capitänspatent an, das ihm, kraft seiner früheren Dienste, ohne irgend eine Schwierigkeit bewilligt wurde.

Mehr noch: da Pierre Herbel wegen seiner Uneigennützigkeit und des ganz nationalen Hasses, den er gegen die Engländer hegte, bekannt war, so ermächtigte man ihn, seine Corvette oder seine Brigg, wie er wollte, zu bemannen. Es wurde ihm zu diesem Ende ein Credit von fünfmalhunderttausend Franken eröffnet, und man gab im Arsenal von Brest Befehl, den Capitän Herbel alle Waffen nehmen zu lassen, die er zur Ausrüstung seines Schiffes für nothwendig erachten würde.

Es war damals auf den Werften von St. Malo eine hübsche Brigg von fünf- bis sechshundert Tonnen,

der der Capitän in ihrem Wachsthume mit wahrem Interesse gefolgt war, wobei er sich sagte:

„Derjenige, welchem dieses Schiff gehören würde, ganz gehören, mit zwölf Mann Equipage in Friedenszeiten, um Handel mit Indigo und Cochenille zu treiben, und hundert und fünfzig Mann in Kriegszeiten, um auf die Engländer Jagd zu machen, hätte Recht, den König von Frankreich einst als seinen Vetter zu betrachten.“

Als Pierre Herbel seine Commission, seinen Credit von fünfmalhunderttausend Franken und seine Erlaubniß, auf der Rhede von Brest auszurüsten, hatte, ging er mit mehr Beharrlichkeit als je auf der Werfte umher, wo sich wie eine Seeblume die Schöne Therese erschloß.

Pierre Herbel hatte die Brigg mit dem Namen des Mädchens, das er liebte, getauft.

Es brauchte nicht lange, um den Handel abzuschließen: der Capitän kaufte, im Namen der Regierung, den Erbauern die Brigg ab, und konnte folglich das Uebrige ihrer Construction, nämlich ihr Mastwerk und ihr Takelwerk leiten.

Nie hatte ein Vater für seine einzige Tochter, welche ihre erste Communion machen soll, die Coquetterien, welche Pierre Herbel für seine Brigg hatte.

Er maß selbst die Länge und die Dicke der Masten und die Raaen; er kaufte selbst auf dem Markte von Nantes das für ihr Segelwerk bestimmte Tuch; er ließ unter seinen Augen das Kupfer nageln, das ihren Gürtel bilden sollte, und ließ ihr lebendes Werk dunkelgrün anmalen, so daß sich in einiger Entfernung der Schiffskörper mit den Wellen vermengt

fand. Er ließ zwölf Stückpforten auf jede Seite und zwei am Hintertheil anbringen; als diese Vorbereitungsarbeit gethan war, berechnete er das Gewicht, welches dem natürlichen Gewichte der Brigg das ihrer völligen Ausrüstung beifügen würde, ersetzte es durch einen Ballast von gleichem Gewichte, fuhr dann längs der Küste von Bretagne hin, nahm zuweilen seinen Flug wie ein Seevogel, der seine Flügel versucht, umsegelte die Spitze von Sillon, kam zwischen der Insel Raz und Saint-Pol-de-Léon durch, umsegelte das Cap Renan und lief in dem Hafen von Brest ein, in seinem Gefolge drei bis vier englische Schiffe schleppend, wie ein hübsches junges Mädchen drei bis vier Verliebte nach sich zieht.

In der That, es wäre eine schöne Prise gewesen, die der Schönen Therese; doch die Schöne Therese war Jungfrau, und suchte gerade in Brest die Mittel, ihre Jungfrauschaft zu bewahren.

Man muß sagen, daß hinsichtlich der Vertheidigung ihr Capitän nichts sparte; sie erhielt in ihr falsches Verdeck einundzwanzig Zwölfpfünder, welche nicht durch Backbord und Steuerbord schauten, und zwei Vierundzwanzigpfünder, die am Vordertheile untergebracht wurden, für den Fall, daß sie, hätte sie es mit einer zu starken Partei zu thun, sich genöthigt sähe, die Flucht zu ergreifen, wo es ihr dann, indeß sie flöhe, nicht unangenehm wäre, wie jene Parthen furchtbaren Andenkens, ihren doppelten Pfeil abzuschießen.

Und dennoch, wenn es nöthig war, daß man in der Schönen Therese nur ein ehrliches Handels-

schiff sah, das seine Geschäfte betrieb, hatte kein Schiff einen Gang, der jungfräulicher als der ihre.

Dann machten ihre einundzwanzig Zwölfpfünder einen Schritt rückwärts, ihre Vierundzwanzigpfünder zogen ihren ehernen Hals in das falsche Verdeck zurück, die Friedensflagge flatterte harmlos an ihrer Gabel, ein Tuchstreifen von derselben Farbe wie sein Kiel dehnte sich über die ganze Linie seiner Stückpforten aus, welche ganz einfach Athemöffnungen wurden.

Seine hundertfünfzig Mann Equipage legten sich in das falsche Verdeck, und die acht bis zehn Mann, welche genügen, um das Manöver einer Brigg zu machen, trieben sich entweder träg auf dem Verdeck umher, oder stiegen, um eine frischere Luft zu genießen, in die Mastkörbe, oder — die Matrosen sind so launenhaft! — belustigten sich damit, daß sie auf der großen oder kleinen Braastange ritten, und von da ihren Kameraden Nachricht über das gaben, was in den acht bis zehn Orten vorging, welche den kreisförmigen Horizont bildeten, den ein Schiff mit sich führt, sobald es nur noch das Meer unter seinem Kiele und den Himmel über seinen Masten hat.

Unter diesem friedlichen Gange lief die Brigg die Schöne Therese sechs Knöpfe in der Stunde an einem schönen Morgen des Monats September 1798 zwischen der Insel Bourbon und den Inselchen Amsterdam und St. Paul, das heißt in der großen Seefurche, die sich von der Meerenge der Sonde bis Tristan d'Acunha erstreckt, und in die sich natürlich alle Schiffe ziehen, welche, um nach Europa zurück-

zukehren, das Cap der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Man wird uns vielleicht einwenden, sechs Knöpfe in der Stunde sei ein sehr kleiner Marsch; worauf wir antworten, der Wind sei sanft gewesen, das Schiff scheine keine Eile gehabt zu haben, und statt unter allen seinen Segeln zu gehen, habe es sich darauf beschränkt, seine große Marssegel, seine Focksegel und seinen großen Klüver zu entfalten.

Was die andern Segel betrifft, man bewahrte sie, wie es scheint, für eine bessere Gelegenheit.

Plötzlich rief eine Stimme, welche vom Himmel zu kommen schien:

„Ho! da unten, ho!"

„Holla!" antwortete, ohne sein Spiel zu verlassen, der Hochbootsmann, der auf dem Vordertheile mit dem Steuermann Karten spielte, „was gibt es?"

„Ein Segel!"

„In welcher Richtung?"

„Unter dem Winde zu uns."

„He! dort," sagte sein Spiel fortsetzend der Hochbootsmann, „benachrichtige den Capitän."

„Ah! ja, ein Segel! ein Segel!" riefen alle Matrosen, welche theils auf dem Verdecke, theils auf der Schanzverkleidung zerstreut waren.

In der That, eine das Schiff, das am Horizont erschien, aufhebende Welle hatte es dem Auge der Matrosen sichtbar gemacht, während das Auge eines einfachen Passagiers nur den Flug einer den Gipfel der Wogen streifenden Möve gesehen hätte.

Bei dem Rufe: „Ein Segel!" sprang ein sechs-

bis achtundzwanzigjähriger junger Mann auf das Verdeck.

„Ein Segel?“ rief er ebenfalls.

Die sitzenden Matrosen standen sogleich auf; diejenigen, welche ihren Hut auf dem Kopfe hatten, nahmen ihn in die Hand.

„Ja, Capitän,“ antworteten einstimmig die Matrosen.

„Wer ist da oben?“ fragte er.

„Der Pariser,“ erwiederten ein paar Stimmen.

„He! da oben, hast Du immer noch Dein gutes Gesicht, Pariser,“ fragte der Capitän, „oder soll ich Dir mein Fernrohr hinaufschicken?“

„Ah!“ rief der Pariser, „unnöthig, ich sehe von hier aus die Stunde auf der Uhr der Tuilerien.“

„Dann kannst Du uns sagen, was für ein Schiff es ist.“

„Es ist eine große Brigg, die wohl sechs bis acht Zähne mehr hat als wir, und den Wind preßt, um sich gegen uns zu wenden.“

„Unter welchem Segel fährt es?“

„Unter seinen großen Bramsegeln, seinen Marssegeln, seinem Focksegel, seinem großen Klüver und seiner Brigantine.“

„Hat es uns gesehen?“

„Wahrscheinlich, denn es läßt sein großes Segel fallen, und hißt seine Bramsegel auf.“

„Ein Beweis, daß es mit uns sprechen will,“ sagte eine Stimme in der Nähe des Capitäns.

Der Capitän wandte sich um, um zu sehen, wer sich erlaube, in ein Gespräch sich zu mischen, welches so interessant war, wie das, das er führte. Er er-

kannte einen von seinen Lieblingsmatrosen, Pierre Berthaut, Sohn des alten Berthaut, der ihn zehn Jahre früher als Flüchtling im Hafen von Beaumont aufgenommen hatte.

„Ah! Du bist es," sagte er lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ja, Capitän, ich bin es," antwortete der junge Mann, das Lachen durch ein Lachen erwiedernd, wobei er eine doppelte Reihe herrlicher Zähne zeigte.

„Und Du glaubst, es wolle mit uns sprechen?"

„Ei! das ist meine Idee!"

„Nun wohl, mein Junge, benachrichtige den Batteriechef, wir haben ein verdächtiges Segel im Gesichte, damit er sich in den Stand setzt."

Pierre tauchte in eine Lucke und verschwand.

Der Capitän schaute empor und rief:

„He! Pariser!"

„Capitän!"

„Welchen Gang hat das Schiff?"

„Ganz militärisch, Capitän, und obgleich es nicht möglich ist, seine Flagge zu sehen, würde ich für ein Goddamer sprechen."

„Ihr hört Kameraden? ist Einer unter Euch, der die geringste Lust hat zurückzukehren, und eine Tour auf die Pontons zu machen?"

Fünf bis sechs Matrosen, welche die englische Gastfreundschaft gekostet hatten, antworteten einstimmig:

„Ich nicht! ich nicht, tausend Donner!"

„Nun denn, wir wollen vor Allem schauen, ob man es auf uns abgesehen hat, und sind wir in seinen Absichten sicher, so wollen wir ihn mit den unsern bekannt machen. Zieht alle Segel der Schönen

Therese auf, Kinder, damit wir den Engländern zeigen, was die Söhne von St. Malo zu thun verstehen."

Kaum hatte der Capitän Befehl gegeben, als das Schiff, das sich, wie gesagt, einfach unter seinen Marssegeln, seinem Focksegel und seinem großen Klüver fand, wie eine doppelte Wolke seine Bramsegel, sodann sein großes Segel und zugleich seine Brigantine entrollte.

Den Wind in allen seinen Segeln empfangend, arbeitete es sich sodann in die Wogen, wie ein kräftiger Ackersmann die Pflugschaar in die Erde eindrückt.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, bei welchem, als ob die hundertsechzig Mann, die die Equipage des Schiffes bildeten, von Marmor gewesen wären, man keinen andern Hauch hörte, als den des Windes, der die Segel anschwellte und im Tauwerk bebte.

Während dieses Augenblickes kam Pierre Berthaut zum Capitän zurück.

„Ist es geschehen?" fragte Herbel.

„Es ist geschehen."

„Doch unsere Stückpforten sind immer bedeckt?"

„Sie wissen, daß es Ihres persönlichen Befehles bedarf, um sie zu entblößen."

„Gut; ist der Augenblick gekommen, so wird man ihn geben."

Wir wollen diese Worte erklären, welche für den Leser vielleicht ziemlich unbegreiflich sind.

Der Capitän war nicht nur ein Original, wie es die Wahl seines Standes beweist, sondern er war auch ein spaßhafter Charakter. Beim ersten Anblicke

bot, einige Launen im Takelwerk nicht zu rechnen, welche zu entdecken man das geübte Auge eines Seemanns haben mußte, bot die Schöne Therese einen ebenso friedlichen Anblick, als ihr Name reizend war.

Abgesehen von ihren etwas schlanken Spirren, welche hätten auf den Glauben bringen können, sie gehe von den Werften von New-York oder Boston aus, oder statt einer Ladung Indigo oder Cochenille führe sie das, was man im Negerrothwälsch eine Ladung Ebenholz nennt, offenbarte nichts an ihr ihr ungestümes Wesen und ihren zanksüchtigen Charakter.

Mehr noch: ihre sorgfältig in das Zwischendeck zurückgeschobenen Kanonen hätten um keinen Preis der Welt ohne die Erlaubniß des Herrn durch die Stückpforten geschaut. Diese Stückpforten selbst waren bedeckt mit einem breiten Streifen wie das lebende Werk des Schiffes angemalten Segeltuchs. Allerdings hob sich im Augenblicke des Kampfes dieser Leinwandstreifen auf wie eine Theaterdecoration und ließ einen lebhaft rothen Streifen sehen, in dessen Unterbrechungen die Kanonen, welche es drängte, Luft zu schöpfen, wollüstig ihren ehernen Hals hinausstreckten.

Sodann, da der Capitän Herbel der Einzige war, dem dieser lustige Gedanke gekommen, wußte der Engländer, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der, da er keinen Pardon verlange, auch keinen geben würde.

In diesen Dispositionen erwartete er und seine Mannschaft, daß das Schiff, welches man im Gesicht hatte, selbst seine Dispositionen kundgebe.

Er hatte nicht nur alle seine Segel entfaltet,

sondern man hatte auch wie Dunstflocken alle seine Beisegel emporsteigen sehen; so daß an seinem Bord kein Fetzen Tuch mehr war, den man nicht benützt hätte.

„Gut nun!“ sagte der Capitän Herbel, „bekümmern wir uns nicht mehr um jene: ich mache mich anheischig, ihn von hier nach St. Malo zu führen, ohne daß es uns einen Zoll Terrain abgewinnen soll. Beliebt es uns, ihn zu erwarten, so wird er uns einholen.“

„Aber,“ sagten drei bis vier Matrosen, die es mehr drängte, als die andern, „warum sollten wir die Brigg nicht sogleich erwarten, Capitän?“

„Ei! das ist Eure Sache, Kinder; bittet Ihr mich inständig, so werde ich es sicherlich nicht abschlagen.“

„Tod dem Engländer und es lebe Frankreich!“ rief einstimmig die Mannschaft.

„Nun wohl, meine Kinder,“ sprach der Capitän Herbel, „das wird für unsern Nachtisch sein. Speisen wir zuerst zu Mittag, und, in Betracht der Feierlichkeit der Umstände, soll jeder Mann seine doppelte Ration Wein und sein Gläschen Rhum haben . . . Du hörst, Meister Koch?“

Eine Viertelstunde nachher saß Jedermann bei Tische, und aß mit so gutem Appetit, als ob dieses Mahl, wie das von Leonidas, nicht das letzte sein sollte.

Das Mahl war reizend; es erinnerte den Pariser an die heitersten Stunden seiner Kindheit; im Namen der Gesellschaft und mit Erlaubniß des Capitäns, bat er seinen Kameraden, Pierre Berthaut, genannt Monte-Haubon, eines von den charakteristischen

Seemannsliedern zu singen, die er so gut sang, und das, wie das ça ira, die Mitte zwischen der Marseillaise und der Carmagnole hielt.

Pierre Berthaut stand auf, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, und stimmte mit einem Tone, so schallend als eine Trompete, dieses zugleich tolle und furchtbare Lied an, von dem wir bedauern, daß wir weder die Melodie kennen, noch die Worte zu geben vermögen.

Sagen wir indessen, um wahr zu sein, daß, welches Vergnügen auch die Mannschaft im Allgemeinen und der Pariser insbesondere beim Anhören dieses pittoresken Liedes empfanden, sich eine so gewaltige Ungeduld zeigte, daß der Capitän Pierre Herbel genöthigt war, seinen Leuten Stillschweigen aufzuerlegen, damit der Virtuose seine achte Strophe singen konnte.

Man erinnert sich, daß Pierre Berthaut der Liebling des Capitäns war; der Capitän wollte also nicht, daß man ihm die Unart anthat, ihn zu unterbrechen.

Dank dieser Protection sang Pierre Berthaut nicht nur seine achte, sondern auch seine neunte und seine zehnte Strophe.

Hier endigte das Lied.

„Das ist Alles, Capitän," sagte der Sänger.

„Ist es wirklich Alles?" fragte Pierre Herbel.

„Ganz und gar."

„Du brauchtest Dir keinen Zwang anzuthun, wenn es noch andere Strophen hätte," erwiederte der Capitän; „wir haben Zeit."

„Es hat keine andere."

Der Capitän schaute umher und fragte dann mit lauter Stimme:

„Wo ist denn der Pariser? He! Pariser!"

„Hier, Capitän, an meinem Posten, auf der Bramstange."

Nach Beendigung des Liedes hatte der Pariser in der That mit der Behendigkeit eines Affen das wieder erreicht, was er seinen Posten nannte.

„Wo waren wir mit unserer Inspection, Pariser," fragte der Capitän, „als wir sie unterbrachen, um ein gutes Mahl zu machen?"

„Capitän, ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, die Brigg habe einen ganz militärischen Gang, und rieche auf eine Meile nach ihrem Goddam."

„Was siehst Du mehr?"

„Nichts; sie ist immer gleich weit entfernt. Doch wenn ich ein Fernrohr hätte . . ."

Der Capitän gab sein eigenes Fernrohr in die Hände eines Schiffsjungen, und ertheilte ihm, um ihm Feuer zu verleihen, einen Tritt auf den Hintern:

„Bring das dem Pariser, Casse-Noisette *)."

Casse-Noisette stürzte nach den Wänden.

War der Pariser mit der Behendigkeit eines Affen auf seinen Posten gestiegen, so stieg Casse-Noisette, wir müssen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens hinauf.

„Erlauben Sie mir, bei Ihnen zu bleiben, Herr Pariser?" fragte der Schiffsjunge.

„Hat es Dir der Capitän verboten?" sagte der Pariser.

---

*) Nußknacker.

„Nein," antwortete der Knabe.

„Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt."

Der Knabe setzte sich auf das Ende der Raa, wie ein Groom sich aufs Kreuz hinter einen Stallmeister setzt.

„Nun," fragte der Capitän, „erhellt Dir das Dein Gesicht?"

„Das heißt, Capitän, ich sehe das Schiff, als ob ich darauf wäre."

„Eine oder zwei Reihen Zähne?"

„Eine; aber, bei meiner Treue, ein schönes Gebiß!"

„Wie viel Zähne?"

„Sechsunddreißig."

„Teufel! zehn mehr als wir!"

Man erinnert sich, daß die Schöne Therese vierundzwanzig Kanonen führte, nebst zwei weiteren an ihrem Hintertheile, was sechsundzwanzig machte; nur waren die zwei am Hintertheile diejenigen, welche der Capitän seine Ueberlister nannte, weil sie ein Caliber doppelt so stark als die anderen hatten.

Wenn zum Beispiel eine Brigg, welche Vierundzwanzigpfünder führte, nachdem sie die Schöne Therese an Backbord und an Steuerbord genau betrachtet hatte, bemerkte, sie führe nur Zwölfpfünder, so unternahm die Brigg voll Vertrauen die Verfolgung; die Schöne Therese ergriff die Flucht, und da der Capitän auf ein Klafter die Tragweite einer Kanonkugel kannte, so ließ er die feindliche Brigg bis in die schöne Schußweite seiner Vordertheilstücke heranrücken, und dann begann er, ganz

vor dem Winde und der Brigg laufend, das, was er sein Kegelspiel nannte.

Da nun Pierre Berthaud ein vortrefflicher Stückrichter war, so ward er ganz besonders damit beauftragt, die zwei Sechsunddreißigpfünder zu richten, und dann hatte, da man, während er die eine richtete, die andere wieder lud, der Capitän Herbel das Vergnügen, von der Schanze aus die Kanonenkugeln ohne Unterlaß auf dem Verdecke, in den Segeln oder im Fugenwerk des Schiffes sich folgen zu sehen, je nachdem ihm zu rufen beliebte: „Höher, Pierre!“ oder: „Tiefer, Pierre!“

„Ihr hört?“ sagte der Capitän zu den Matrosen.

„Was, Capitän?“

„Was der Pariser spricht.“

„Was spricht er, Capitän?“

„Er sagt, der Engländer habe zehn Zähne mehr als wir.“

„Und unsere Haken, Capitän, rechnen Sie diese für nichts?“ fragte Pierre Berthaud.

„Ihr seid also der Meinung, meine Kinder, wir haben uns nichts um diese zehn Zähne mehr zu bekümmern?“

„So wenig als um die andern,“ antwortete Pierre Berthaud; „wir kümmern uns den Teufel um dergleichen!“

Und der Matrose ließ seinen Daumen an seinem Mittelfinger schnalzen.

„Gleichviel,“ sagte der Capitän; „vor Allem müssen wir wissen, mit wem wir zu thun haben.“

Und er kehrte zum Pariser zurück und sagte zu ihm:

„He! Pariser! Du, der Du Schiffe von allen Hunden von Ketzern kennst, als hättest Du sie über die Taufe gehalten, kannst Du mir den Namen von diesem sagen?“

Der Pariser hielt das Fernglas an sein Auge, betrachtete die Brigg mit einer Aufmerksamkeit, welche bewies, wie groß sein Verlangen war, dem Vertrauen seines Capitäns zu entsprechen; dann schob er, als ob er nichts mehr zu sehen hätte, die drei Rohre des Fernglases in einander und sagte:

„Capitän, es ist die Calypso!“

„Bravo!“ rief Pierre Herbel. „Meine Kinder, wir werden sie über die Abreise von Ulysses trösten.“

Die Mannschaft, welche diese Worte buchstäblich nahm, wußte nicht recht, was dieselben besagen wollten, doch sie begriff, es sei einer von den unbändigen Scherzen, wie sie Pierre Herbel in dem Augenblicke, wo man handgemein werden sollte, zu machen pflegte.

Sie empfing daher die Worte des Capitäns mit einem Hurrah von der Stärke desjenigen, welches, auf dem römischen Forum ausgestoßen, einen vorüberfliegenden Raben aus Angst herabfallen machte.

Ein Anderer als dieser unerschrockene Seemann würde lange gezögert haben, ehe er einen um ein Drittel Stärkeren als er angegriffen hätte; die Ueberlegenheit des feindlichen Schiffes gab aber im Gegentheile dem Capitän Herbel die Befriedigung, welche jeder Mann von Muth fühlt, der mit einem seiner würdigen Gegner zusammentrifft.

Sobald das Hurrah erloschen war, schaute auch der Capitän mit Zufriedenheit alle diese ehernen

Gesichter, alle diese flammenden Augen, alle diese funkelnden Zähne, die ihn umgaben, an, und sprach mit lauter Stimme:

„Ich frage zum letzten Male: seid Ihr fest entschlossen?"

„Ja! ja!" antwortete einstimmig die Mannschaft.

„Ihr werdet Euch bis zum Tode wehren?"

„Bis zum Tode!" rief man von allen Seiten.

„Und sogar darüber hinaus!" rief der Pariser von seiner Webeleiter.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als die Binde, welche die Batterie der Schönen Therese bedeckte, wie durch einen Zauber verschwand, und die Calypso konnte nun auf jeder Seite der Flanken der Schönen Therese zwölf Stückpforten zählen, aus denen eben so viel Achtzehnpfünder wollüstig ihren Hals hervorstreckten.

Alsdann glitt Casse-Noisette, der die wichtigen Functionen eines Pfeifers mit denen eines Schiffsjungen verband, von seinem hohen Posten herab, und befand sich auf dem Verdecke zu gleicher Zeit mit dem Trommler, der mit aufgehobenen Schlegeln nur auf ein Zeichen des Capitäns wartete, um seinem melodiösen Instrumente die ersten Noten zu entlocken.

Der Capitän machte dieses Zeichen.

Sogleich erscholl der Branle-bas auf der Schönen Therese; der Trommler durchlief das Verdeck in seiner ganzen Länge, trat durch die Hinterluke ein und kam durch die Vorderluke wieder heraus, immer in Begleitung von Casse-Noisette, welcher Mittel gefunden hatte, Accompagnement zum Trommelschlagen

mit Variationen über die Nationalmelodie: Bon voyage, monsieur du Mollet, zu machen.

Die ersten Töne des doppelten Instruments brachten eine energische Wirkung hervor.

In einem Augenblicke war Jeder auf dem Posten, den er unter solchen Umständen einnahm, bewaffnet mit den Waffen, welche die seinigen waren.

Die Marsgäste eilten mit ihren Carabinern in die Mastkörbe; die mit Musketen bewaffneten Leute stellten sich auf den Hinter- und Vordercastellen und auf der Verbindung auf, die Musketonnen wurden montirt, die Kanonen wurden losgemacht und an die Stückpforten geführt; Vorräthe an Granaten wurden an allen Orten aufgehäuft, von denen man sie auf das feindliche Verdeck regnen machen zu können glaubte.

Das ging auf dem Verdeck vor.

Unter dem Verdecke, das heißt im Innern des Schiffes, war die Thätigkeit nicht minder groß.

Die Pulverkammern wurden geöffnet, die Laternen angezündet, die Querwände niedergerissen.

Eine Gruppe Fantasiesoldaten bildete sich: das waren die größten und stärksten Matrosen der Schönen Therese. Jeder hatte die Waffe seiner Wahl genommen: Dieser ein Aextchen, Jener eine Harpune, ein Anderer eine Lanze.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Gruppe von Riesen, von denen Jeder ein Muster einer verschwundenen Waffe trage, welche in den Titanenzeiten gedient habe, aber nicht mehr diene seit den fabelhaften Tagen von Antäos, Enkelados und Geryon.

Die Hände in seiner Tasche und in einer Sammtjacke, wie ein bürgerlicher Löwe von St. Malo, der auf dem Hafendamme spazieren geht, inspicirte Capitän Herbel das Schiff, richtete an jede Gruppe kleine Zeichen der Zufriedenheit und verschenkte eine ungeheure Carotte Tabak, deren Ende aus seiner Tasche hervorstand, wie der Kopf einer sich aufrichtenden Schlange.

Als sodann die Inspection beendigt war, sagte er:

„Meine Kinder, Ihr wißt, ich werde wahrscheinlich früher oder später heirathen."

„Nein, Capitän, wir wußten das nicht."

„Nun, so setze ich Euch davon in Kenntniß."

„Unsern Dank, Capitän," sprachen die Matrosen. „Wann ist die Hochzeit!"

„Oh, was das betrifft, das weiß ich noch nicht; doch Eines weiß ich."

„Was, Capitän?"

„Daß ich, wenn ich heirathe, ganz gewiß mit Madame Herbel einen Knaben zeuge."

„Wir hoffen es wohl," sagten lachend die Matrosen.

„Gut, meine Söhne, ich verspreche Euch, der Zweite, der auf das Verdeck der Calypso springt, wird der Pathe dieses Jungen sein."

„Und der Erste?" fragte der Pariser.

„Der Erste?" antwortete der Capitän, „ich werde ihm mit einem Axtstreiche den Schädel spalten: ich höre nur, wo ich bin, Niemand passirt vor mir. Und wohl verstanden, meine Kinder, zieht das große Segel, die Brigante und den fliegenden Klüver auf,

sonst wird der Engländer nie nahe genug kommen, daß wir das Gespräch anknüpfen können."

„Gut!" sagte der Pariser, „ich sehe wohl, daß der Capitän Kegel spielen will. An Deinen Posten, Pierre Berthaut!"

Pierre Berthaut schaute den Capitän an, um zu sehen, ob er die Aufforderung des Parisers als einen Befehl nehmen sollte.

Herbel nickte mit dem Kopfe.

„Sagen Sie doch, Capitän?" sprach Pierre Berthaut.

„Was, Pierre?" fragte der Capitän, „was gibt es?"

„Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Loysa?"

„Nein, mein Junge: warum dies?"

„Weil ich hoffe, sie wird bei unserer Rückkehr nicht nur meine Frau, sondern auch die Pathe Ihres Knaben sein."

„Ehrgeiziger!" rief der Capitän.

In einem Augenblicke waren die vom Capitän bezeichneten Segel aufgegeit, und Pierre Berthaut, an seinem Posten, streichelte seine zwei Sechsunddreißigpfünder, wie es ein Pascha mit seinen zwei Sultaninnen gethan hätte.

XXXVIII.

Das Gefecht.

Da von diesem Augenblicke an der Gang der französischen Brigg schneller wurde, und der des

englischen Schiffes derselbe blieb, so fing die Entfernung, welche das gejagte Schiff vom jagenden trennte, stufenweise an, abzunehmen.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank und schien die Entfernung mit einem Compaß zu messen.

So sehr es ihn drängte, die Kegelpartie zu beginnen, war der Capitän Pierre Herbel doch nicht derjenige, welcher das Feuer eröffnete.

Ohne Zweifel hatte die feindliche Brigg nicht das Gefühl der Entfernung, denn man sah es gewisse Segel aufgeien, so daß die Calypso, statt ihres Vordertheils, eine von ihren Flanken bot. Zugleich breitete sich ein Dampfstreifen längs seinen Stückpforten aus, und ehe man das Knallen seiner Achtzehnpfünder hörte, schlug ein Kugelnhagel auf drei bis vier Kabellängen von der Schönen Therese ins Meer.

„Es scheint, unsere Freunde, die Engländer, haben Pulver und Kugeln, von denen sie nicht wissen, was sie damit machen sollen," sagte der Capitän Herbel; „wir werden sparsamer sein als sie, nicht wahr, Pierre?"

„Ei! Sie wissen, Capitän," erwiederte Pierre, „ganz nach Ihrer Fantasie; sagen Sie, man soll anfangen, so wird man anfangen."

„Gut!" sprach der Capitän; „laßt sie noch ein paar Klafter herbeikommen, wir haben Zeit."

„Ja," sagte der Pariser, „es ist Mondschein. Ah! Capitän, nicht wahr, das muß schön sein, ein Gefecht beim Mondscheine? Sie müßten sich damit regaliren: das ist nichts Gewöhnliches."

„Höre, das ist eine Idee!“ rief der Capitän. „Sprich, wird Dir das Vergnügen machen, Pariser?“

„Bei meinem Ehrenworte, ich werde Ihnen dankbar dafür sein.“

„Ah!“ sagte der Capitän, „man muß etwas für seine Freunde thun.“

Er zog seine Uhr und sprach:

„Es ist fünf Uhr Abends, meine Kinder; wir werden die Calypso bis elf Uhr belustigen; um elf Uhr fünf Minuten entern wir sie; um ein Viertel nach elf Uhr wird sie genommen sein; um halb zwölf Uhr wird Jeder in seiner Hängematte liegen: die Schöne Therese ist ein wohlerzogenes Mädchen, das frühzeitig zu Bette geht, sogar an den Balltagen.“

„Um so mehr als es um halb zwölf Uhr keinen Tänzer mehr geben wird, der Fußweh hat,“ bemerkte der Pariser.

„Capitän,“ sagte Pierre Berthaut, „Capitän, die Hand juckt mich!“

„Nun denn,“ erwiederte Herbel, „so schicke ihnen ein paar Kugeln zu; doch ich erkläre Dir, daß diese für Deine Rechnung sind, und nicht für die meinige.“

„Ah!“ sagte Pierre Berthaut, „wir werden sehen, was wir sehen.“

„Warte noch einen Augenblick, Pierre, warte noch einen Augenblick, daß uns der Pariser ein wenig sagt, was sie dort machen.“

„In fünf Secunden sollen Sie das wissen, Capitän,“ antwortete der Pariser, während er auf die Fockstange stieg; denn diesmal waren beide Schiffe

nahe genug bei einander, daß er nicht nöthig hatte, bis zur Oberstange hinaufzusteigen.

„Meine Schwester Anna," fragte der Capitän, „siehst Du nichts kommen?"

„Ich sehe das Meer, das grün wird," entgegnete der Pariser, „und die Flagge Seiner Großbritannischen Majestät, welche blinkt."

„Und zwischen dem Meer und der Flagge?" fragte der Capitän.

„Ich sehe Jeden an seinem Posten für den Kampf, die Kanoniere bei ihrer Batterie, die Marinesoldaten auf der Verbindung und auf den Castellen; ich sehe endlich den Capitän, der sein Sprachrohr an den Mund setzt."

„Ah! Pariser," sagte der Capitän, „welch ein Unglück, daß Dein Ohr nicht so fein ist, als Deine Augen scharf sind! Du würdest uns wiederholen, was er spricht."

„Oh!" erwiederte der Pariser, „horchen Sie selbst, und Sie werden es erfahren."

Der Pariser hatte nicht vollendet, als zwei Blitze vom Vordertheile der feindlichen Brigg hervorgingen, ein Knall sich hören ließ, und zwei Kugeln im Kielwasser der Schönen Therese recochirten.

„Ah! ah!" rief der Capitän, „es scheint, das ist ein Contretanz zu vier. Pierre auf! auf! Der Cavalier gibt seine Hand der Dame. En avant deux, Pierre, en avant deux!"

Der Capitän hatte seinerseits kaum vollendet, als Pierre Berthaut, nachdem er sich einen Augenblick auf das Stück geneigt hatte, sich wieder erhob und selbst das Zündlicht an das Zündloch hielt.

Der Schuß ging los.

Man hätte glauben sollen, der Capitän folge der Furche der Kugel in der Luft.

Die Kugel drang in das Vordertheil ein.

Fast in demselben Momente wurde der zweite Knall hörbar, und die zweite Kugel folgte der ersten so rasch, daß man hätte denken können, sie laufe ihr nach.

„Das ist mehr werth!" rief Pierre Berthaut ganz freudig, als er einen ungeheuren Splitter von der Wand des Vordertheils springen sah. „Was sagen Sie dazu, Capitän?"

„Ich sage, Du verlierst Deine Zeit, Freund Pierre."

„Wie! ich verliere meine Zeit?"

„Allerdings. Hast Du ihm zwanzig Kugeln in den Leib gejagt, so wirst Du doch nur dem Zimmermann Arbeit gegeben haben. Eine volle Salve, alle Teufel! ziele nach dem Mastwerk! zerschmettere ihr die Beine und die Flügel: das Holz und die Leinwand sind in diesem Augenblicke kostbarer für sie als das Fleisch."

Während dieses Dialogs hatte die Calypso der Schönen Therese fortwährend Terrain abgewonnen; diese gab Feuer mit ihren zwei Vorderkanonen; eine von ihren Kugeln starb auf einen Pistolenschuß vom Hintertheile der Brigg, während die andere, ricochirend, die Flanke der Schönen Therese traf, jedoch ins Wasser fiel, nachdem sie kaum ihre Spur bezeichnet hatte.

„Hören Sie, Capitän," sprach Pierre Berthaut, während er sich auf eine der zwei Kanonen aus-

streckte, „ich glaube, wir sind in einer guten Entfernung, und wenn Sie auf mich hören wollen, so werden wir uns hier behaupten."

„Was muß man zu diesem Ende thun?"

„Die Schöne Therese wieder unter alle Segel setzen. Ah! könnte ich zugleich beim Steuerruder und bei meinen Stücken sein, ich stünde Ihnen dafür, Capitän, daß ich fahren würde, um nicht einen zwischen uns ausgebreiteten Jungfernfaden zu zerreißen."

„Spannt das große Segel, den fliegenden Klüver und die Brigantine aus!" rief der Capitän, indeß Pierre Berthaut die Lunte an's Zündloch hielt und Feuer gab.

Diesmal ging die Kugel über die Wasserlinie und zerbrach das Ende der Raa.

„Das ist das, was wir einen Manchettenschuß nennen," sagte der Capitän Herbel. „Auf! Pierre, zehn Louisd'or Prämie auf dem ersten Boden, wo wir landen, mit den Kameraden zu verzehren, zerschmetterst Du mir seinen Fockmast oder seinen großen Mast zwischen der Hauptmarsstange und der Vormarsstange."

„Hurrah für den Capitän!" rief die Mannschaft.

„Darf man sich der Stangenkugeln bedienen?"

„Bei Gott!" antwortete der Capitän, „bediene Dich der Dinge, die Dir belieben."

Pierre Berthaut forderte vom Hochbootsmann das Wurfgeschoß, dessen er bedurfte; dieser ließ einen Haufen Patronen holen, Kugeln enthaltend, von denen zwei und zwei mittelst einer Kette an einander befestigt waren.

Sobald man das zweite Stück geladen hatte zielte Pierre Berthaut und gab Feuer.

Die Kugel durchlöcherte die Focke und das große Segel auf einen halben Fuß vom Mast.

„Ah! ah!“ rief der Capitän, „die Intention ist da.“

Die ganze Mannschaft hatte sich allmälig dem Hintercastelle genähert.

Ein Theil der Matrosen war, um das Schauspiel besser zu sehen, auf die Wände gestiegen. Die Marsgäste, welche in den Mastkörben saßen, verhielten sich so ruhig, als wären sie in einer ersten Loge bei einem Gratisschauspiele gewesen.

Pierre Berthaut ließ die zwei Stücke mit den neuen Patronen laden.

„Oho! Capitän!“ rief der Pariser.

„Nun, was gibt es Neues, Bürger Mauffelard?“

„Capitän, sie sind damit beschäftigt, eine Kanone vom Hintertheile nach dem Vordertheile zu rollen, und die zwei Kanonen vom Vordertheile nach dem Hintertheile.“

„Was denkst Du hiervon, Pariser?“

„Ich denke, sie werden es müde sein, Orangen zu empfangen und uns Kirschen zu geben, und wir werden es nun auch mit Sechsunddreißigpfündern zu thun haben.“

„Du hörst, Pierre?“

„Ja, Capitän.“

„Pierre, zehn Louisd'or.“

„Capitän, man würde schon um der Ehre willen sein Bestes thun; wollen Sie auch beurtheilen: „„Feuer!““

Indem er sich selbst Feuer befahl, hielt Pierre die Lunte an's Zündloch, der Schuß ging los, und ein neuer Riß entstand in den Segeln.

Beinahe in demselben Momente antwortete die Calypso durch einen ähnlichen Knall und eine Kugel, welche das Ende der Raa des Obermastes fortriß, schnitt einen Mann auf dem Tauwerk entzwei.

„Ei! sprich doch, Pierre," rief der Pariser, „wirst Du uns nur so abraupen lassen?"

„Tausend Donner!" sagte Pierre, „es scheint, sie haben auch Sechsunddreißigpfünder! Warte, warte, Pariser, und Du sollst sehen!"

Diesmal zielte Pierre Berthaut mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit, richtete sich rasch auf, nachdem er gezielt hatte, und hielt die Lunte an's Zündloch, — Alles im Zeitraum einer Secunde.

Diesmal sah man nichts, doch man hörte ein entsetzliches Krachen.

Der große Mast schwankte einen Augenblick, als wüßte er nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fallen sollte; dann neigte er sich vorwärts, und ein wenig über der großen Stange gebrochen, fiel er auf das Verdeck und überhäufte es mit Segeltuch; die Kette der Kugel hatte ihn in der Mitte durchschnitten.

„Bei meiner Treue!" rief der Capitän ganz freudig, „ich habe von einem Buche, betitelt: les Liaisons dangereuses*) sprechen hören; solltest Du

---

*) Ein höchst lasciver Roman.

es zufällig gelesen haben, Pierre? Du hast Deine zehn Louisd'or gewonnen, mein Freund."

„Und man wird auf die Gesundheit des Capitäns trinken!" rief die ganze Mannschaft.

„Nun gehört die Calypso uns, als gäbe man sie uns umsonst," sagte Herbel; „nur wollen wir den Mond erwarten, nicht wahr Pariser?"

„Ich glaube, das wird klug sein," antwortete der Pariser; „denn es wird Nacht, und bei dem Geschäfte, das wir noch zu verrichten haben, ist es nicht übel, zu sehen, wohin man den Fuß setzt."

„Und ich," sagte der Capitän, „ich verspreche Euch, da Ihr sehr vernünftig gewesen seid, ein Feuerwerk."

Die Abenddämmerung war wirklich gekommen und die Nacht rückte mit der in den Tropenbreiten eigenthümlichen Geschwindigkeit heran.

Da diese Nacht, so lange sie ohne Mond wäre, sehr dunkel zu sein drohte, so befahl der Capitän Herbel, um den Engländern seine Absicht, in der Nacht nicht zu verschwinden, deutlich zu bezeichnen, Laternen an seinen Oberstangen aufzuhissen.

Die Laternen wurden aufgehißt.

Der Engländer seinerseits, — zum Zeichen, daß er die Partie nur als angefangen betrachte, ließ zwei Schiffslaternen aufziehen, wie es sein Gegner gethan hatte.

Auf beiden schien man mit gleicher Ungeduld den Aufgang des Mondes zu erwarten.

Die zwei Schiffe hatten ihre Segel maskirt, daß sie fast aufgebraßt lagen; sie sahen in der Finsterniß aus wie zwei über die See hinlaufende Wolken, er=

schreckliche Wolken, die in ihren Flanken den Blitz und den Sturm verbargen.

Um eilf Uhr ging der Mond auf.

Sogleich verbreitete sich eine sanfte Helle in der Atmosphäre, und das Meer glasirte sich mit Silber.

Der Capitän Herbel zog seine Uhr.

„Meine Kinder," sprach er, „ich sagte Euch, ein Viertel nach eilf Uhr werde die Calypso genommen sein, und um halb zwölf Uhr werden wir in unsern Hängmatten liegen; wir haben also keine Zeit zu verlieren. Bekümmern wir uns nicht um den Feind: er wird thun, was ihm beliebt. Vernehmt, was wir zu thun haben... Hat Pierre Berthaut sein Gespann aufs Vordertheil gebracht?"

„Ja, Capitän," antwortete Pierre.

„Ist Alles mit Hagelpatronen geladen?"

„Ja, Capitän."

„Wir gehen gerade auf den Engländer los. Pierre Berthaut fängt damit an, daß er ihn mit zwei Sultaninnen begrüßt; gut! wir senden ihm unsere Salve vom Backbord zu: sehr gut! wir drehen sogleich, wir entern die Brigg und werfen unsere Drege aus. Dann senden wir ihm unsere Salve vom Steuerbord zu: vortrefflich! Da er seinen großen Mast verloren hat und behende ist wie ein Mensch, dem das Bein zerschmettert worden, so sendet er uns seine ganze Salve vom Steuerbord zu; achtzehn Vierundzwanzigpfünder für vierundzwanzig Achtzehnpfünder und zwei Sechsunddreißigpfünder. Macht den Uebertrag, und Ihr werdet sehen, daß wir einen reinen Nutzen von acht Kanonenschüssen haben. Nun

laßt uns anlegen, und das Uebrige ist meine Sache. Auf, meine Kinder, vorwärts, und es lebe Frankreich!"

Ein ungeheurer Ruf: „Es lebe Frankreich!" schien sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben und dem Engländer zu verkündigen, der Kampf werde sogleich wieder beginnen.

Zu gleicher Zeit manövrirte die Schöne Therese, um den Vortheil des Windes zu erlangen.

Das Resultat hievon war, daß, indeß sie Anfangs den Anschein hatte, als entfernte sie sich von der Calypso, in einem gegebenen Augenblicke, und da sie fühlte, sie habe den Wind hinter sich, die Schöne Therese gerade dem Feinde zusegelte und über ihn herfiel, wie der Seeadler über seine Beute.

Bewunderungswürdig bei der Mannschaft des Capitäns Herbel war ihr passiver Gehorsam.

Hätte der Capitän befohlen, geraden Weges nach Malström zu segeln, — nach diesem berüchtigten Schlunde der scandinavischen Mährchen . . . der die Dreidecker so leicht verschlingt, als Saturn seine Kinder verschlang, — der Steuermann wäre unmittelbar nach Malström gefahren.

Was befohlen war, wurde buchstäblich vollzogen.

Pierre Berthaut sandte zwei Hagelschüsse beinahe zu gleicher Zeit ab, wo die Schöne Therese die Backbordsalve von ihrem Feinde erhielt; dann donnerte ihre Backbordsalve ebenfalls; hiernach, und ehe es der Calypso, von Schmerzen ergriffen, wie sie war, einfiel, zu drehen, um ihr ihre Steuerbordsalve zuzusenden, eilte das Bugspriet der Schönen Therese, mit Menschen beladen wie eine Weinrebe mit Trauben, in die Wände des großen Masts, wäh-

rend man unter dem Krachen des Tauwerks den Capitän rufen hörte:

„Feuer! meine Kinder! eine letzte Salve! rasirt sie wie ein Ponton, und dann werden wir sie ersteigen wie eine Festung."

Zwölf mit Hagelpatronen geladene Kanonen schienen bei diesem Befehle vor Freude zu brüllen.

Ein Flammenstrahl warf einen düstern Schein auf die Calypso, eine dichte Wolke verbreitete sich auf dem Verdecke; man hörte das Krachen von Holz und das Gebrülle des Schmerzes, sodann die Stimme des Capitäns, rufend, als geböte sie dem Sturme:

„Entert, meine Kinder!"

In demselben Augenblicke sprang der Erste, wie das seine Gewohnheit war, der Capitän Herbel auf das Verdeck der Calypso.

Doch er war noch nicht fest auf seinen Füßen, als ihm eine Stimme ins Ohr sagte:

„Gleichviel, Capitän, ich werde der Pathe Ihres ersten Kindes sein."

Es war die Stimme von Pierre Berthaut.

In derselben Minute glitten vom Bogspriet, das sich auskörnte wie eine Aehre, von den Raaen, von den Wänden, vom Takelwerk die Malunen auf das Verdeck der Calypso, wo fünf Sekunden lang die Menschen gedrängt wie der Hagel eines Sommersturmes fielen.

Was sodann auf dem Verdecke der Calypso vorging, läßt sich unmöglich beschreiben: es war ein entsetzlicher Durcheinander, ein Kampf Leib an Leib, ein allgemeines Hallali, ein Hexensabbat, unter dem

man zum großen Erstaunen von Jedem den Capitän Herbel weder sah, noch hörte.

Nach Verlauf von fünf Minuten jedoch erblickte man ihn, aus einer Luke hervorkommend. Eine Fackel, die er in der Hand hielt, beleuchtete sein von Pulver schwarzes und von Blut rothes Gesicht.

„Alle an Bord der Schönen Therese, Kinder!" rief er, „der Engländer wird in die Luft springen!"

Die Wirkung dieser Worte war magisch: die angefangene Blasphemie erlosch, der aufgehobene Arm hielt an.

Plötzlich drang aus dem Innern hervor der entsetzliche Schrei:

„Feuer!"

Sogleich begann die Mannschaft der Schönen Therese mit demselben Eifer, den sie angewandt hatte, um an Bord der feindlichen Brigg zu springen, diese zu verlassen, indem sie sich an alles Tauwerk anklammerte und von einem Bord auf das andere sprang, während der Capitän, Pierre Berthaut und das, was man hätte die Gruppe der Riesen nennen können, nämlich die Männer, die wir vor dem Kampfe gezeigt haben, bewaffnet mit fantastischen Waffen, den Rückzug unterstützten.

Er bewerkstelligte sich, ehe der Engländer sich von seinem Erstaunen erholt hatte, und während zwei Männer das Bogspriet von dem Tauwerk, wo es festgefaßt war, mit der Axt in der Hand losmachten, hörte man eine Stimme rufen:

„Braßt Backbord vornen! hißt die Klüver! geit das große Segel und die Brigantine auf, Alles an Steuerbord."

Diese mit der mächtigen Stimme, die den passiven Gehorsam auferlegt, befohlenen verschiedenen Manövers, wurden so rasch vollzogen, daß man, was auch die Befehle des englischen Capitäns waren, die zwei Schiffe nicht an einander binden konnte, und daß die Schöne Therese, als begriffe sie, welcher Gefahr sie preisgegeben war, sich von den Wänden des feindlichen Schiffes losmachte, indem sie ihre Drege abhackte und ihr Tauwerk durchschnitt, denn sie hatte keinen andern Gedanken mehr als den, der erschrecklichen Ansteckung der Flammen zu entkommen.

Der Capitän Herbel konnte es indessen nicht verhindern, daß ihm die feindliche Brigg, sich durch eine letzte Anstrengung um sich selbst drehend, ihre ganze Backbordsalve als einen letzten Abschied des Hasses oder der Rache zusandte. Doch die Mannschaft war so glücklich, sich der entsetzlichen Gefahr, der sie ihren Feind überließ, entkommen zu fühlen, daß man kaum auf den Fall von drei bis vier Todten und auf das Geschrei von fünf bis sechs Verwundeten merkte.

„Und nun, Kinder," sagte der Capitän, „das Feuerwerk, das ich Euch versprochen habe. Gebt Acht!"

Ein dichter Rauch fing an durch die Luken der englischen Brigg hervorzudringen, während ein Dampf anderer Art an den Stückpforten erschien und die Mündung der Kanonen verschleierte.

Man hörte die Stimme des englischen Capitäns, verstärkt durch das Sprachrohr, rufen:

„Die Boote in See!"

Auf der Stelle wurde das Manöver vollzogen und vier Boote schwammen um die Brigg.

„Das Boot vom Hintertheil und das Boot von

der Douine für die Marinesoldaten!" rief der Capitän; „die zwei Seitenboote für die Matrosen. Laßt die Verwundeten zuerst hinab."

Die Soldaten und Offiziere der Schönen Therese schauten einander an. Hier, und unter ihren Augen, trat die Ueberlegenheit der englischen Disciplin hervor. Das Manöver, das an Bord der Calypso mit so großer Regelmäßigkeit ausgeführt wurde, als ob das Schiff eine einfache Uebung im Hafen von Portsmouth oder im Meerbusen von Salmay gemacht hätte, wäre aller Wahrscheinlichkeit an Bord eines französischen Schiffes unmöglich gewesen.

Die Verwundeten wurden zuerst hinabgelassen; ihre Zahl war groß; man vertheilte sie in die vier Boote; dann nahmen mit vollkommener Ordnung die Marinesoldaten Platz in den zwei Booten, die man ihnen zugeschieden hatte.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank, und gab seine Befehle mit derselben Ruhe, als hätte er nicht eine Mine unter seinen Beinen gehabt.

Von diesem Augenblicke an hörte der Ort der Scene auf, sichtbar zu sein; dichter durch alle Oeffnungen hervordringend, umhüllte der Rauch das Schiff mit einem Schleier, durch den sich unmöglich etwas unterscheiden ließ.

Von Zeit zu Zeit schienen sich Feuerschlangen längs den Masten hinzurollen; alsdann gingen einige Kanonen, welche geladen geblieben waren, weil man keine Zeit gehabt hatte, sie zu entladen, von selbst los; hierauf sah man aus dem Brande ein Boot, dann zwei, dann drei hervorkommen; — plötzlich wurde ein Knall hörbar, das Schiff öffnete sich wie

der Krater eines Vulkans, die Luft bestreifte sich mit entflammten Trümmern, welche Riesenraketen ähnlich zum Himmel aufstiegen.

Das war das vom Capitän Herbel versprochene Feuerwerk.

Alles fiel ins Meer zurück, Alles erlosch, Alles versank wieder in Dunkelheit, und nichts blieb vom Riesen, der sich einen Augenblick vorher in den Flammen krümmte; nur drei Barken durchfurchten das Meer, sich mit aller Gewalt der Ruder entfernend.

Der Capitän Herbel hütete sich wohl, sie zu verfolgen; und sogar, als eine von diesen Barken unter dem Feuer der Backbordbatterie der Schönen Therese vorüberkam, nahmen die Matrosen und der Capitän selbst ihre Hüte ab, um diese Braven zu begrüßen, welche, der Gefahr des Brandes entkommen, einer andern minder nahen, minder sichtbaren, aber nicht minder großen: der doppelten Gefahr des Sturmes und des Hungers, trotzen sollten.

Das vierte Boot, der Capitän und das letzte Viertel der Mannschaft, war in die Luft gesprengt worden.

Herbel und seine Leute folgten mit den Augen den drei Booten bis zu dem Momente, wo sie dieselben in der finstern Unermeßlichkeit völlig aus dem Gesichte verloren.

Alsdann zog der Capitän Herbel seine Uhr und sprach:

„Meine Kinder, es ist Mitternacht vorüber; doch bei meiner Treue, an Festtagen ist es wohl erlaubt, sich ein wenig später als gewöhnlich schlafen zu legen.“

Und fragt man uns nun, warum der Capitän

Herbel, statt die drei Viertel der Mannschaft der Calypso zu Gefangenen zu machen, sie so entschlüpfen ließ, so antworten wir, die Schöne Therese, welche schon hundert und zwanzig Mann führte, habe sich nicht mit einem hundert Gefangenen überlasten können.

Fragen uns endlich, sich mit dieser Antwort nicht begnügend, einige schwierigere Leser, warum dann der Capitän, der mit drei Kanonenschüssen die drei Boote in den Grund bohren konnte, diese drei Schüsse nicht gethan habe, so antworten wir . . .

Nein, wir werden nicht antworten.
